

Das Werk



Ulmer Münster.
Radierung von Sepp Frank.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf



März 1933

Heft 3

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

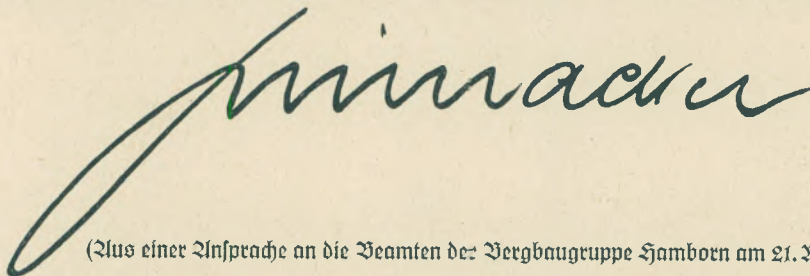
Düsseldorf, März 1933

Heft 3

Als nach Jahrhunderten deutscher Zerrissenheit, während denen die deutschen Fürsten und die deutschen Stämme, der deutsche Kaiser und der römische Papst gegeneinander kämpften, Bismarck nach dem Kriege 1870/71 ein neues Deutsches Reich schuf, fehlte in diesem Reich eins, nämlich die Einigkeit des Volkes. Nach der Reichsgründung brausten in einigen Jahrzehnten Jahrhunderte technischer und wirtschaftlicher Entwicklung über uns hinweg. In diesen Jahrzehnten haben wir den Menschen vergessen. Wir haben uns von der Maschine und von dem Geld beherrschen lassen. Dies hatte zur Folge, daß sich innerhalb des deutschen Volkes Klassen bildeten, die in scharfem Gegensatz zueinander standen; Stadt stand gegen Land, Arbeit gegen Kapital, Arbeitnehmer gegen Arbeitgeber, Proletariat gegen Besitz. Wir sehen heute, wie diese Zeit – wenn auch unter Schmerzen und Zuckungen – dem Ende entgegengeht und wie eine neue Zeitpoche heraufsteigt. Aus Urtiefe dringt die deutsche Seele nach oben und fordert gebieterisch ihr Recht. Wir sind dazu berufen, diesen neuen Zeitabschnitt mit gestalten zu helfen.

Unsere Aufgabe ist es, wenn wir handeln wollen, das, was von den Parteien uns als Forderung der Zeit vorgehalten wird, von den wahren Notwendigkeiten unserer Zeit genügend auseinanderzuhalten, das heißt, wir müssen, wenn wir uns politisch betätigen wollen, auch in den politischen Parteien überparteilich sein und bleiben.

Was unserer Zeit fehlt, sind Charaktere, sind Persönlichkeiten, das heißt Menschen, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Wir in unserm Kreise wissen, daß jeder, ob er oberster oder unterster Führer ist, die Aufgabe hat, sich zu einem Charakter, zu einer Persönlichkeit zu entwickeln. Wir sind in den letzten Jahren bemüht gewesen, zu diesem Zweck täglich an uns zu arbeiten, und uns zu vervollkommen. Wir alle haben uns zur Aufgabe gestellt, dem deutschen Volk zu dienen nach dem alten Bibelwort: „Wer unter Euch will der höchste sein, der sei aller Diener.“ Wir tun dies insbesondere, indem wir dem Arbeiter die richtige Einstellung zur Arbeit, zu seinem Werk geben. Wir tun es, indem wir die Idee der Volksgemeinschaft in unsere Betriebe bringen und hier eine wahre Werksgemeinschaft schaffen. Darüber hinaus arbeiten wir mit an der deutschen Volksgemeinschaft im ganzen Land, und mit dieser bauen wir auf den vier Ecksteinen: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland auf, um für die Zukunft ein gesundes Volk und ein neues einiges Deutschland zu schaffen.



(Aus einer Ansprache an die Beamten der Bergbaugruppe Hamborn am 21. Nov. 1932.)

Kameraden.
Radierung
von
Sepp Frank.



Von der Kraft der inneren Einstellung.

Vortrag von Prof. Dr.-Ing. Adolf Friedrich, Karlsruhe,

gehalten vor den Beamten der Bergbaugruppe Hamborn (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft) am 21. November 1932.

Wenn wir in dem Geschehen der Wirtschaft und des Staates die vorkämpferischen, bahnbrechenden Menschen betrachten, dann finden wir, daß immer in ihnen starke Wunschgedanken lebendig waren: Ideale des Hoffens und Strebens, die sie immer wieder zu selbstloser Tat antrieben. Gerade nun in dem heißesten Kampf um Heimat und Volk, in dem größten Ringen um das Wohlergehen unserer Nachkommen tauchen diese Ideale am stärksten in uns auf: das Ideal des starken, gesunden Menschen, der reinen und sauberen Familie, des erfolgreichen, tatensfrohen Betriebes, des einigen Staates, das Ideal der 'zusammenarbeitenden Menschheit'. Während diese Ideale uns erfüllen, erkennen wir im alltäglichen Kampf die ganzen äußeren Schwierigkeiten, die uns bedrücken und bedrängen. Und hier nun ist es das Meisterwerk eines Führers, die Wunschbilder seines tiefsten Innern auszudrücken und trotz der äußeren Not durchzusetzen. Gerade bei der Betrachtung starker Persönlichkeiten zeigt sich, daß diese Menschen sich durch die Kraft ihrer inneren reinen Wünsche auszeichneten, daß es die Kraft der inneren Einstellung war, die sie kennzeichnete, ja, daß daraus allein die Schwierigkeiten und Nöte des Tages bewältigt werden können.

Jede Menschenführung — in der Familie, im Staat oder im Werk — will eine lebendige Einheit entwickeln, will einerseits aus den Menschen, die ihr als höchstes Gut anvertraut sind, eine lebendige Fülle des Strebens herausarbeiten und

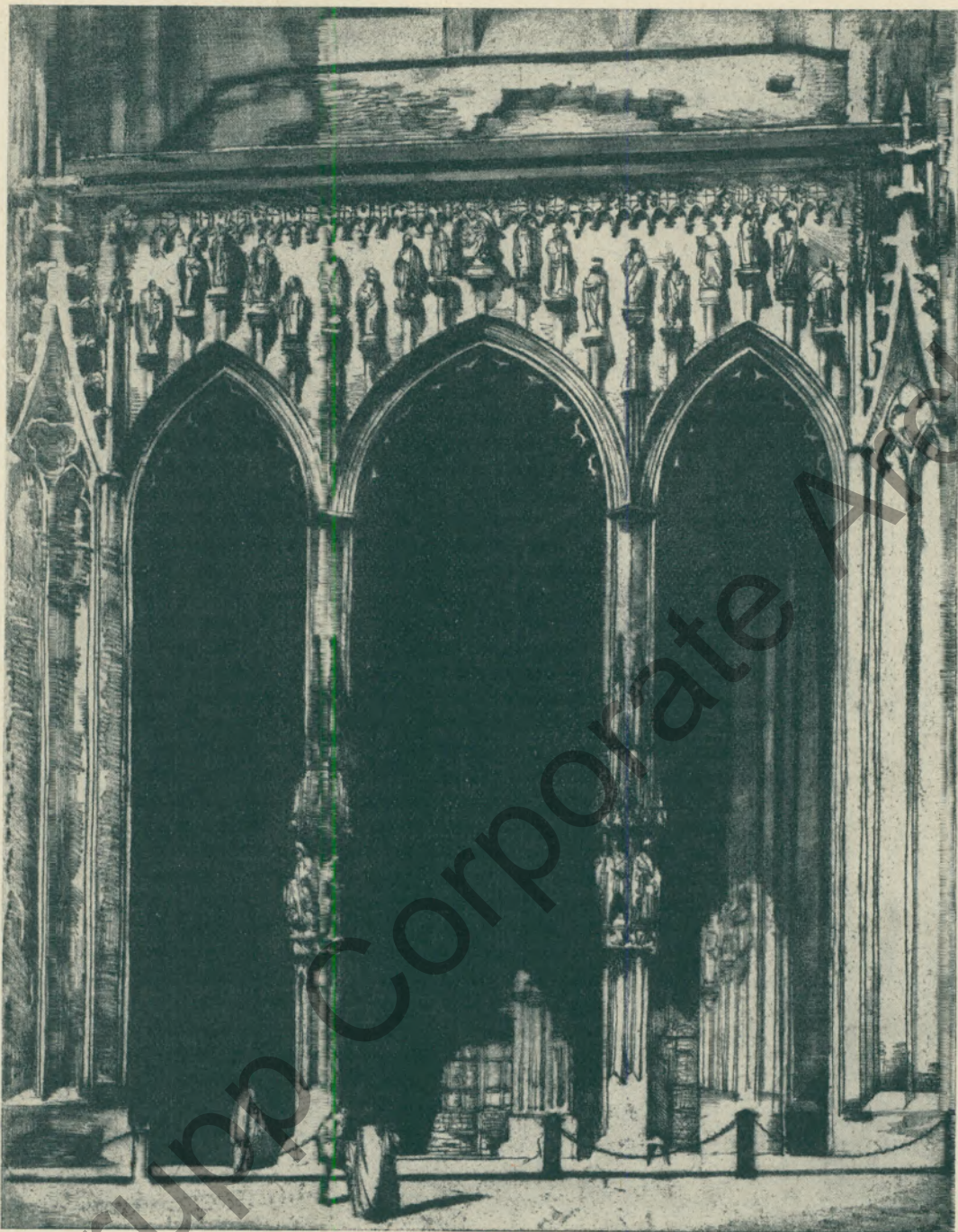
andererseits in dem gegenseitigen Ausgleichen ein starkes gemeinsames Vorwärtsdrängen zustande bringen.

In der letzten Zeitperiode war unser Blick auf Organisation, Technik und Rationalisierung gerichtet.

Eines brachte diese ganze Organisation unabweisbar mit sich: sie verlangte in immer stärkerem Maße das Herausarbeiten der Feinheiten in den Arbeitsmethoden, sie forderte die immer stärkere Einfühlung des Menschen in den ständig komplizierteren Arbeitsvorgang. Wenn von dem einzelnen Mitarbeiter immer wachsende Aufmerksamkeit verlangt wurde, so ergab sich damit ohne weiteres, daß auch die Empfindsamkeit des Menschen wuchs. Dem Führer und Leiter aber geht es dadurch jetzt genau so wie einem Praktiker, der ein feineres Meßinstrument zu bedienen und deshalb auch feinere Regungen zu beachten hat. Diese feinere Empfindsamkeit des Menschen, die aus der Entwicklung des Fortschritts geboren ist, führt auf den Kernpunkt der Menschenführung von heute: daß es bei dem Führer — ganz gleich, ob es sich um einen Vater oder eine Mutter in der Familie, um einen Meister oder Steiger im Betrieb handelt — nicht allein darauf ankommt, was er anordnet, sondern wie er es anordnet; daß das Wie, die Art, das Wesen, der Ton, das ganze Sichverhalten ausschlaggebend wird.

So gewinnt innerhalb der ganzen modernen Menschenführung nur derjenige die Führung, dem es gelingt, die rich-

Das
Ulmer Münster.
Radierung
von Sepp Frank.



tige Art des Ausdrucks zu finden, dem es gelingt, in seiner Art sich so zu geben, daß Befehle und Anordnungen den andern nicht verletzen und niederdrücken, sondern aufbauend wirken; so, daß aus dem Führer ein Förderer der Untergebenen wird. Diese Förderung — ausschlaggebend für die ganze Entwicklung der Gemeinschaftsarbeit — führt in der modernen Organisationsgeschichte dazu, daß — während früher nur die Arbeitshandlung, die äußere Tat im Vordergrund stand — in immer stärkerem Maße das klare Denken des einzelnen Mitarbeiters verlangt wird.

Die Tatsache nun, daß wir immer mehr von allen das klare Denken verlangen, führt dazu, zunächst in dem einzelnen Führer die richtige innere Einstellung zu entwickeln und herauszuarbeiten. Aus welchem Grunde? Spielt in dieser Forderung noch etwas mit, was weiter reicht als unsere eigene fachliche Handlung? Zunächst müssen wir uns klar darüber sein, daß wir — wo wir gehen und stehen — Einfluß auf andere Menschen ausüben. Ist unser Denken rein, so strömt Klarheit auf die andern aus, auch wenn wir kein einziges Wort reden. Ist unser Denken unklar, unlogisch und zerrissen, so

trübt allein unsere Anwesenheit, unser Dazwischentreten — in der Familie wie im Betrieb — unsere Mitmenschen. Wissen wir doch aus den zahlreichen Beispielen unserer eigenen Erfahrung, daß lediglich durch unser schlechtes, mangelhaftes und unklares Denken der Umkreis, in dem wir leben, gelähmt und gestört werden kann! Diese Tatsache nun, daß wir durch unsere Person unausgesprochen und ständig wirken, daß unsere Einstellung gewissermaßen ausstrahlt auf unsere Umgebung in Familie, Beruf und Staat, muß uns die hohe Verantwortung vor Augen führen, die wir auch ohne irgendeine praktische berufliche Aufgabe an jeder Stelle tragen!

Wenn wir diese Forderung zunächst auf unsere technische Praxis übertragen, so muß noch folgendes hinzugefügt werden: In der Technik haben wir durch unser Denken und unsere Erfindungen eine Unmenge an Kräften freigemacht. Diese Kräfte aber, die wir loslösten und den sich gegenseitig noch festhaltenden Verstreungen entwandten, verpflichten uns alle, auch dafür zu sorgen, daß sie richtig angewandt und fördernd in die Gemeinschaft weitergeleitet werden. Technik ohne Sauberkeit des Denkens, Technik ohne Festi-

gung der Gesinnung und inneren Haltung ist Dynamit in Händen eines Kindes. Gerade die heutige Epoche zeigt uns, daß wir dafür zu sorgen haben, daß der ungeheure Kräftestrom zum Nutzen der Gesamtheit fließt und ausgemindert wird. Um das zu erreichen, dürfen wir nie vergessen, daß in der Bewältigung dieses Kräftestroms der einzelne niemals allein steht, sondern daß gerade die technische Organisation und Wirtschaft uns aneinanderschließt und gegenseitig verpflichtet. Das große, gewaltige Strömen der freigemachten Kräfte läßt keinem von uns die Freiheit, sich von der Gemeinschaft abzusondern.

Solches Helfen aber verlangt von dem einzelnen stärkste Aufopferung und Konzentration, die Stählung seiner selbst. Und wenn gerade in dem technischen Zeitalter die Gesinnung Voraussetzung für die ganze Entwicklung ist, dann ist es Aufgabe, diese Gesinnung nicht nur zu predigen und zu verlangen, sondern ebenso Pflicht, Wege zu zeigen, wie wir zu dieser inneren Einstellung gelangen können. Da ist es wesentlich, daß wir uns zunächst einmal klar darüber werden, was wir eigentlich unter innerer Einstellung zu verstehen haben. Die innere Einstellung gleicht der Steuerung eines Schiffes, entspricht dem Kompaß, ist das Vorzeichen, das der einzelne in der Bewältigung des Lebens und der Aufgaben allem voranstellt.

Während wir auf der einen Seite den hoffnungsvollen, starken und mutigen Bejaher sehen, den Menschen, der zu den ganzen Nöten und Schwierigkeiten der Zeit ein klares, offenes „Ja“ findet, sehen wir auf der anderen Seite den ständigen Verneiner, den Menschen, der alles, was ihm begegnet, ablehnt und in Ironie und Zynismus, in dem Herabzerrten des ganzen Lebens alles verneinen muß, was ihm von der Sägung als Aufgabe gestellt wird. Zwischen diesen beiden, dem hoffnungsvollen Bejaher und dem niederreißenden Verneiner, steht derjenige, der nichts mehr tut in dem Bezwingen seines Geschicks, der sich am Boden schleifen läßt, ohne den Blick zur zuversichtlichen Zukunft aufzurichten. Die Einstellung nun, die der Mensch dem Leben und den Aufgaben gegenüber zum Ausdruck bringt, formt sein ganzes Wesen. Und während ein Mensch, der froh und mutig „ja“ sagt zum Leben, sich in diesem „Ja“ selbst aufbaut, wird derjenige, der zu allem „Nein“ sagt — eben weil der Mensch sich selbst immer der nächste ist —, sich selbst zu Boden drücken und unter Umständen schließlich zugrunde gehen. Derjenige aber, der immer eine abwartende Stellung einnimmt, wird zum Spielball des Geschicks und der ganzen Umwelt, der Sklave all dessen, was ihm entgegentritt.

Wo stehen wir eigentlich in unserer inneren Einstellung? Sind wir in uns selbst voll aufbauenden, vorwärtstürmenden Schwungs, der Schwierigkeiten mutig anpackt und, wenn es darauf ankommt, selbst an ihnen etwas wund wird, oder sind wir die dauernden Mörgler und Kritiker, die Reinsager, oder gar Knechte und Sklaven, die sich lediglich mitreißen lassen? Darauf kommt es an, daß, wenn wir Klarheit über diese Gewissensfrage haben, wir uns durchbringen zu dem „Ja“, zu dem mutigen Bekenntnis des Lebens, das uns allein weiterführt! Darauf kommt es an, daß wir uns in dieser inneren Einstellung selbst formen und gestalten, daß wir dabei Lebensgewißheit und Lebensmut in uns entwickeln, genau so bewußt, wie der Künstler seinen Stoff, der Bildhauer seinen Marmor formt und bildet.

Diese Lebensgewißheit, die uns Anlaß geben soll zum Bejahen der Umwelt und alles dessen, was uns trifft, verlangt aber, daß wir wissen, wie wir das Leben um uns herum anfassen und bewältigen müssen. Wohl wissen wir, wie wir als Führer unsere Arbeit meistern sollen. Wir denken aber immer zu wenig darüber nach, wie die Arbeit uns meistert, wie Arbeit und Umwelt uns formen und gestalten. Und doch werden wir immer wieder finden, daß die Umwelt, daß unsere Arbeit

Formungskräfte in sich birgt, die auf uns einwirken und uns gestalten. Wie bei einem Künstler ist es aber wesentlich, daß wir diese Kräfte erkennen und sie bewußt benützen, um uns zu bilden, daß wir die ganzen Eigenschaften, die unser Beruf erfordert — sei es nun die Genauigkeit, sei es die Sauberkeit, die Aufmerksamkeit, der Fleiß, die Hingabe —, einsetzen, um aus unserer Berufsstellung als stärkere und bessere Menschen hervorzugehen.

Vergleichen wir gegenüber diesen Forderungen die verschiedenen Menschen, so finden wir, daß eine große Anzahl diesen Formungskräften überhaupt ablehnend gegenübersteht, daß es viele Menschen gibt, die sich in ihrer einseitigen Eigenart von den Einflüssen des Berufs freihalten möchten. Es sind beispielsweise Menschen, die künstlerisch veranlagt sind, aber mit dem rauen Betrieb der Werkstatt nichts zu tun haben wollen, die dadurch aber auch in ihrem Beruf nichts richtig anfassen und insolgedessen in diesem das Höchste und Wertvollste weder erkennen noch erreichen.

Daneben sind diejenigen, die wohl die Formungskräfte des Berufs aufnehmen, es aber nicht verstehen, sie für ihre eigene charakterliche Entwicklung auszunutzen. Solche Menschen gleichen denjenigen, die viele schöne Reisen gemacht oder eine Unmenge Bücher gelesen haben, aber trotz alledem nie zu einer höheren inneren Vollendung kamen.

Diesen Menschen steht nun derjenige gegenüber, welcher die Umwelt, den Beruf mit wachen Augen in sich aufnimmt, der die Kräfte erkennt und sie richtig steuert, und der dadurch nun auch zu dem reichen Erleben kommt, das den frischen, pulsierenden Menschen auszeichnet.

Fällt uns denn nicht immer wieder auf, daß uns durch den einseitig technischen und organisatorischen Blick eins abgegangen ist: die Gewinnung und Erhaltung des inneren Erlebnisreichtums. Diese innere Fülle des Lebendigen kennzeichnet den wahren Führer; das starke innere Erleben ist es, das den Untergebenen mitreißt und begeistert, das in der Familie wie im Freundeskreis anfeuernd und ermutigend wirkt. Aber erst in dem Augenblick ist es möglich, wo wir die Umwelt und unsere Arbeit bewußt bejahen und alles das heraussuchen, was an guten Kräften in ihnen vorhanden ist.

Warum ist dieses Erleben des Berufs oft so grenzenlos schwer? Wir sind in unserer ganzen Berufsarbeit auf klare Kritik eingestellt. Natürlich ist sie notwendig, denn ein Betrieb — genau so wie eine Familie oder ein Staat —, in dem die Kritik durch Angst und Sorge gebannt ist, wird niemals den höchsten Fortschritt erleben. Aber während wir überall dort, wo wir Verantwortung tragen, zu scharfem, kritischem Schauen veranlaßt werden, gibt es für unser Leben noch eine andere Forderung im Schauen der Dinge. Das ist das Gebot, manchmal nur das Gute zu sehen, die Forderung, im Laufe des Tages, zu bestimmten Zeiten vom kritischen Schauen Abstand zu nehmen. Wenn wir kritisieren, arbeiten wir; denn jede Kritik schließt Verantwortung in sich. Wenn ein Mensch aber den ganzen Tag allen auftretenden Erscheinungen nur kritisch gegenübersteht, so bedeutet es, daß für ihn eine Wiederbelebung — „die schöpferische Pause“ — grundsätzlich fehlt. Wie wir nach schwerer Arbeit in gesunde Luft gehen, um wieder tief einzuatmen und uns zu erfrischen, genau so ist es notwendig, daß wir am Tage manchmal Abstand nehmen von den kritischen Betrachtungen. Und wie wir draußen in der Natur die gesunde Luft suchen, genau so sollten wir auch im alltäglichen Leben das Gute und Schöne erstreben, um uns daran zu erbauen, um innerlich wieder Kraft zu bekommen und reif zu werden zu jener kritischen Arbeit, die Beruf und Öffentlichkeit dauernd von uns fordern. Diese Zeiten der Wiederbelebung, in denen uns neuer Lebensmut wird, müssen wir mit voller Bewußtheit einsetzen. Selbst wenn es nur Minuten sind — wir müssen doch immer wieder das frische Leben einatmen, um unsern Aufgaben gewachsen zu sein.

Erft=
Landschaft.
Gemälde
von
E. von Perfall.



Ist dieses Hineinschauen in das Leben, in das kraftvolle Gute des Lebendigen im Grunde genommen nicht denkbar einfach? Gewiß ist es in der Theorie sehr einfach. Indessen gehört Selbstbeherrschung dazu, dem Leben gegenüber einmal still zu sein. Wie wir in den Unterhaltungen den andern oft so ungern ausreden lassen und so gern unsere eigene Meinung zum Ausdruck bringen, genau so wollen wir auch lieber selbst das Leben beurteilen, der ganzen Welterschöpfung kritisch gegenüberstehen, anstatt einmal stille zu sein und zu hören, was das Leben, was das Gesetz, was Gott letzten Endes von uns will.

Wie kommt es, daß diese Stille, dieses Schweigen und Hinhorchen in Wirklichkeit so ungeheuer schwer für uns ist? Jeder Mensch, der diese Stille sucht, findet, daß — während er still ist und nicht herumrotiert — aus seinem Innern Dinge zum Vorschein kommen, die ihm nicht recht angenehm sind. Innerlichste Aufgaben sind es, Schmutzflecken, die ihm von innen heraus plötzlich zum Bewußtsein kommen. Selbstverständlich ist es, wenn man nach außen hin blenden und charakterlich groß dastehen möchte, unangenehm, plötzlich zu sehen, daß dieser selbstgezimmerter Thron aus morschem Holz besteht, daß es eine gefährliche Sache ist, auf einem solchen Thron weiterhin zu sitzen und sich nach außen hin prahlerisch zu gebärden. So versuchen wir dann in den meisten Fällen, die Lücke, aus der der ganze Unrat herauskommt, möglichst schnell wieder zu verschließen. Denn unsagbar scheuen wir uns vor

diesem Beschäftigen mit uns selbst und flüchten schleunigst in die Arbeit zurück.

Wenn nun auch dieses Herausdrängen häßlicher Erinnerungen maßlos unangenehm für uns ist, so müssen wir uns doch über eines klar sein: daß gerade diese Tatsache zeigt, wie wir in unserem Kern, in unserem ureigensten Innern noch gesund sind. Gerade weil dieser ganze Unrat abgestoßen wird, ist es für uns ein Zeichen, daß unsere wahre, innere Gesundheit diesen Schmutz nicht haben möchte. Wenn wir nun all dies Häßliche zurückdrängen, wenn wir unsere schlechten Eigenschaften nicht erkennen wollen, dann ist es daselbe, als wenn wir irgendein Gift, das der Körper abstoßen möchte, wieder in ihn zurückdrängen wollten und damit das Blut zur Vergiftung brächten. Gerade weil die innere Gesundheit diesen Unrat herauszuschleudert, ist es unsere Aufgabe, uns dem nicht entgegenzustellen, sondern diese an sich hilfreiche Tatsache zur Reinigung zu benutzen.

Aus solcher Reinigungsarbeit erwächst die Klarheit des inneren Lebens. Erst aus einer solchen Arbeit heraus entsteht die innere Kraft der Besinnung. Die Besinnung aber bestimmt letzten Endes unser ganzes Tun und Handeln, von ihr werden alle organisatorischen Maßnahmen, alle Arbeitshandlungen bestimmt. Noch so sehr können wir uns in Menschenführung und Familienpflege äußerlich bemühen — wenn Anordnungen und Maßnahmen nicht von gesinnungsstarken, echten Men-

schen stammen, wird ihnen nie ein Erfolg beschieden sein! Denn immer wird eine Maßnahme, ein Befehl um so stärker wirken und leben, je höher die Gesinnung des betreffenden Führers ist. Und seine Wegweisungen werden um so stärker heilen und helfen, je reiner und größer er denkt und innerlich eingestellt ist!

Die Forderung nach bejahender Gesinnung, nach Ausschaltung all des Häßlichen in uns bedingt aber eines als Voraussetzung: den guten Geschmack. Noch ist unsere Zeit allzusehr geschmacklos; und dem einzelnen wie der Gesamtheit fehlt — vielleicht wegen der starken technischen Arbeit — der persönliche Geschmack, das richtige lebendige Unterscheidungsvermögen. Erst in dem Augenblick, wo innerhalb einer Familie der Geschmack unterscheidet, was entwicklungsfähig ist und was nicht, erst in dem Augenblick, wo wir die gegenseitigen Reibungen, das Schimpfen und Zetern der Menschen als seelische Geschmacklosigkeit betrachten, wo wir — ohne viel Überlegung — fühlen, was rein und was unrein ist, erst in dem Augenblick finden wir den Weg zu unserer eigenen natürlichen Ursprünglichkeit, zu unserer Echtheit und Originalität wieder.

Jeder, der wirklich klar denkt und vorwärts strebt, hat in seinem Herzen den Wunsch, eine gewisse Echtheit und Originalität zum Ausdruck zu bringen. Unter dieser Originalität sei nun ja keine Eigenwilligkeit oder Schrulligkeit verstanden, sondern das Entfalten des besonderen Guten in höchster Vollendung. Wahre Originalität zeigen heißt, alles aus sich herausarbeiten, was an Gutem im eigenen Wesen vorhanden ist — genau so, wie es der Künstler tut, um das Beste aus seinem Material in der diesem eigentümlichen Art zum Vorschein zu bringen.

Hier kann der Einwand gemacht werden, daß die heutige Zeit der modernen Organisation und Rationalisierung eine solche Echtheit des einzelnen nicht gestattet, daß doch gerade heute im Zeitalter der gesteigerten Organisation kein Raum mehr sei für den wirklich artechten Menschen. Wie ist es denn tatsächlich in der Praxis? Ein Mitarbeiter wird im Betrieb oder Büro um so tüchtiger seinen Mann stellen, je mehr er seine Originalität wirken lassen kann. Und er wird dann besonders erfolgreich sein, wenn er seine Arbeiten nicht nur schematisch zu erledigen braucht. Der tüchtige Betriebsführer, der umsichtige Meister wird immer seine Leute genau kennen. Und wird, weil er so die besondere Originalität, das wirkliche Können der einzelnen berücksichtigt, genau wie der gute Dirigent eines Orchesters die besten und dauerhaftesten Erfolge haben!

Darüber aber müssen wir uns klar sein, daß die beste Organisation niemals eine Gleichmachung der einzelnen darstellt, sondern ein Mosaikbild, das nur die Hand eines Künstlers bilden kann. Wie es dabei notwendig ist, die einzelnen verschiedenfarbigen Steine so zu verteilen, daß in der Gesamtheit ein vollkommenes Bild entsteht, genau so ist die Aufgabe des Führers nicht die Vernichtung der Originalität, sondern deren Zusammenfügung und gegenseitige Anpassung. Der Erfolg dieser Arbeit hängt aber davon ab, ob der Führer selbst in sich echt und natürlich ist, ob er selbst seine Eigenart kennt und pflegt. In sich muß der Führer also zunächst die Aufgabe sehen und aus dieser Einstellung heraus die ganzen verschiedenartigen Kräfte der Persönlichkeit gewinnen und entfalten. Nun bleibt nur noch die Frage, was mit der ganzen hier geschilderten Haltung in der heutigen Krisenzeit, in dieser schweren Notlage erreicht und entwickelt werden kann. Solche Zeiten gleichen der Krisis eines Kranken, bei dem das Leben sich aufbäumt gegen die Belastung. Was aber ist in einem solchen Fall notwendig? Lebensmut und Sauberkeit! Wenn wir danach einmal die heutige Lage betrachten, wenn wir damit vergleichen, was heute so viele aufopferungsfähige Männer und Frauen, was die begeisterungsfrohe Jugend von den Mitmenschen verlangen, dann ist es ja gerade die Sauber-

keit und Lauterkeit der Gesinnung und andererseits die Wiedergewinnung der Lebensgewißheit, die immer wieder ersehnt und erstrebt werden! In diesen beiden Forderungen wurzelt tatsächlich die gestaltende Tat des Führers überhaupt!

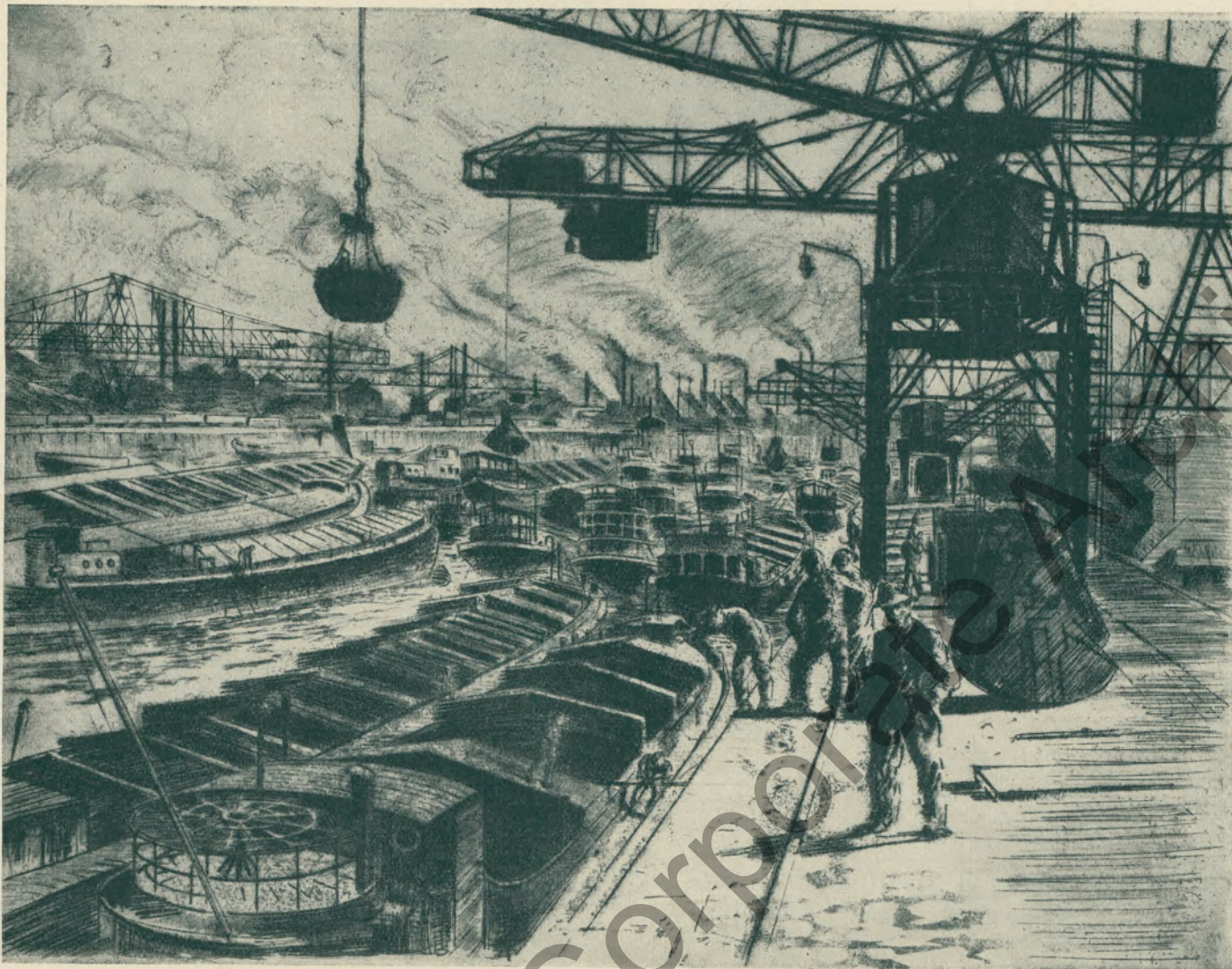
Hier kann eingewandt werden, daß es in der heutigen schweren Lage eigenartig sei, solche Forderungen zu stellen. Vergessen wir aber nicht, daß es sich hier um Forderungen an den Führer handelt! Forderungen an den Führer sind immer eindeutig, scharf und unabweisbar. Eine Lehre der Menschenführung wird sich niemals in Weichheit, in Kompromissen ergehen; sie muß stark sein. Deshalb muß jeder, wenn er gegenüber der Gemeinschaft, gegenüber Familie und Staat Stellung nimmt, sich immer wieder klar darüber sein, ob er Helfer oder Patient ist. Ob er als Führer ein freudiges „Ja“ findet, oder ob er gehorchend und lauschend als Patient sich dem Willen und dem Rat des Führers unterordnet. Entweder ich bejahe und habe die Pflicht, zu helfen und aufzurichten, oder aber ich habe die Pflicht zum Gehorsam, die Pflicht, den Anweisungen und Ratschlägen des Arztes zu folgen.

So finden wir auf der einen Seite die scharfen Forderungen an den Führer und auf der anderen Seite die Milde des Menschentums. Wenn aber hier von den strengen Forderungen die Rede ist, die an jeden Führer gestellt werden, dann muß doch noch eine Tatsache betont werden. Wie der Sturmwind die Eichen stark und fest macht, macht auch die strenge Klarheit der Führerforderungen die Menschen fest und gesund. Aus dieser Festigkeit aber erwächst die Freude am Gelingen; hier bildet sich der gerade Mensch, der echte innere Gesinnung hat, dessen Wurzel tief und stark ist; ein Mensch, der sich gegenüber der Umwelt und den Nöten der Zeit als standhafter Führer bewährt.

Arbeit am Charakter, Arbeit an unserem eigenen Wesen richtet uns auf! Und da alles Verhalten, jede Arbeit, das ganze Leben letztlich von dieser unserer eigenen Haltung abhängt, ist es selbstverständlich, daß hier der Kern der Aufgabe für alle Gemeinschaftsarbeit, für alles Wollen und Streben in Familie, Beruf und Staat liegt! Jeder Mensch muß seinen wesenseigenen Weg gehen, um zu dieser Haltung zu kommen. Diesen Weg klar zu erkennen und zu gehen, ist die grundlegende Forderung der Führerschaft.

Durch eine solche Haltung des Menschen wird sowohl eine Aufgabe erfüllt, die heute unmittelbar in der Familie, an der Arbeitsstelle, im Freundeskreis oder Staat Früchte tragen muß, als auch eine Aufgabe, die für die Zukunft Entwicklung und Fortschritt weist. Und darauf kommt es an! Falsch wäre es, lediglich Wege zu zeigen, die in späteren Zeiten die Menschen glücklich und gesund machen sollen, die aber heute die Menschen am Boden liegen lassen. Deshalb muß sich der Weg der Menschenführung auf ewigen Gesetzen gründen. Ewig bedeutet gestern und heute und immer, bedeutet unvergänglich. Wenn wir aber den unvergänglichen Gesetzen des Lebens, den ewigen Gesetzen Gottes folgen, werden wir nicht erst lange Zeit zu warten brauchen, bis die Zeichen uns den rechten Weg weisen! An der Änderung unserer inneren Einstellung, an der inneren Freude und Kraft müssen wir unmittelbar empfinden können, ob wir uns in der Gesetzmäßigkeit des Lebens bewegen!

Innere Einstellung müssen wir gewinnen zum Gesetz des Lebens, zum Guten, zu Gott! Kraft müssen wir in uns fühlen, um den Nöten der Zeit siegesgewiß entgegenzutreten! Innere Stärke und Haltung müssen wir beweisen, gerade weil die Zeiten so schwierig sind, weil es eines Meisterwerkes bedarf, festzustehen und dem Druck Widerstand zu leisten! Bewahren wir solche Gesinnung des geraden, sauberen und sieghaften Menschen, dann schaffen wir die Pfosten für den Aufbau unserer Heimat, dann sind wir Heiler und Helfer unseres Volkes!



Nadierung von Franz Graf.

Erzhafen der August Thyssen-Hütte, Hamborn (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Im Hintergrund links riesige Verladebrücken, die das Erz aus den Schiffen in die Bunker der Hochöfen befördern.

Die Ehescheidung des Eisens.

Ein Märchen von Kurt Grefhe.

Ganz dunkel konnte sich das Eisen nur erinnern, daß es vor Millionen von Jahren einmal ein feuriger Jüngling gewesen war, der, unbeschwert von Ehefesseln, als Beherrscher des Weltalls gegolten hatte. Aber, wie gesagt, das war schon unendlich lange her, seitdem eines schönen Tages die Familie Sauerstoff dem eisernen Junggesellenleben ein Ende bereitet und mit ihren weiblichen Reizen den sprühenden Jungen an sich gekettet hatte.

Und so führte die ganze Eisensippe mit dem Sauerstoff seit langer Zeit als Familie Eisenerze ein harmonisches Eheleben, zusammen mit ihren Hausgenossen Silizium, Mangan, Phosphor und Schwefel, die teils sich auch ein Sauerstoffweibchen genommen hatten, teils anderweitig miteinander verschwägert waren. Sie wohnten in großen, schönen Lagerstätten in allen Teilen der Welt: in Deutschland und Schweden, Frankreich und Spanien, in Rußland und China, an den heißen afrikanischen Küsten und an den zahlreichen nordamerikanischen Seen.

Man darf nun nicht glauben, daß bei dem starken Frauen-

überschuß der Sauerstofffamilie die Monogamie die übliche Eheform war. Es herrschten immer noch heidnische Zustände. Im allgemeinen kamen auf zwei Eisenjünglinge drei Sauerstofffrauen; nur die ganz vornehmen Herren, die Magnet-eisensteine, die in stiller Zurückgezogenheit meist den Norden Europas bevölkerten — sie wohnten weit oben auf der skandinavischen Halbinsel —, hatten sich zu dreien zusammengeschlossen und vier Frauen genommen. Sie hatten dementsprechend auch den nötigen Standesdünkel, führten besondere Standesamtsregister mit eigenem Wappen, die zum Unterschied von der breiten Masse ein besonderes Zeichen trugen, besaßen vornehme dunkle und glänzende Kleidung und waren magnetisch. Die übrigen Erzfamilien waren unscheinbarer, oft noch nicht einmal kristallin, und hatten braune und manchmal auch rote Hautfarbe.

So lebten die Eisenerze, getrennt nach Ständen, in den einzelnen Lagerstätten in allen Teilen der Welt. Bis eines Tages der Mensch erschien und Bewegung in die träge Masse brachte. Er griff mit Hacke und Schaufel, Bohrmaschinen,

Spitze und Hammer jäh in ihr geruhssames Familienleben ein; und kam er mit diesen Hilfsmitteln nicht weiter, ging er dem armen Eisenerz mit Sprengpatronen zu Leibe. Das fand er sehr „nobel“! Aber wenn auch durch äußere Gewalt die Familie auseinandergerissen, Vater und Onkel, Bruder und Vetter getrennt wurden, die Ehebande hielten allen Angriffen des Rohlings stand: mit ihren Frauen blieben die Eisenmänner vereint.

Und so traten sie auf Befehl des Menschen eine weite Reise an, wurden oft durchgerüttelt und durcheinandergeworfen, daß ihnen ganz übel wurde, und landeten schließlich in einem großen Bunker.

„Da wären wir nun“, seufzte der Magneteisenstein, dem es am schlechtesten ergangen war, denn er war in Narvik auf einen großen Dampfer geladen und auf der Fahrt an der norwegischen Küste erheblich seekrank geworden; „hoffentlich hört diese ewige Unrast jetzt auf, das ist ja plebejisch!“

In einem anderen Bunker hörte man entsetzlich schimpfen: „Diese verfluchte Biskaya! Der Teufel hole das Sauerwetter! Und dann noch diese Behandlung in Rotterdam, bis man einen einigermaßen anständigen Platz auf einem Rheinfahrn gefunden hatte.“

Es waren spanische Brauneisensteine aus der Gegend von Bilbao, die über ihre Reiseerlebnisse klagten. Das rotwangige Marockferz sagte nichts, es hatte in stoischer Ruhe alles über sich ergehen lassen.

Aber da mischte sich ein dunkler, unansehnlicher Eisenstein ein:

„Ich bitte Sie, meine Herren, was sind denn die Unannehmlichkeiten einer Seefahrt gegen die Segesfeuerqualen, denen man mich ausgesetzt hat! Mein schönes, helles, kristallines Gewand ist hin, man warf mich in einen Ofen und trieb mir mit Feuer die Kohlensäure aus.“

Und er sah wirklich bedauernswert aus, der einst so schöne Siegerländer Spateisenstein, wie er als schwarzer Rostspat auf einem großen Haufen lag. Einige Flußeisensteine des Lahngelands, die den Spateisenstein nicht leiden konnten, wurden rot vor Ärger über dessen mitleiderregendes Benehmen.

„Um Gottes willen, nur keine Hitze!“ sagte der Magneteisenstein, der als Nordländer eine furchtbare Angst vor allen warmen Sachen hatte; aber da fühlte er sich schon in Bewegung gesetzt und rutschte in einen Kessel, in dem bereits der geröstete Spateisen, der Roteisenstein und der Spanier lagen. Außerdem befand sich noch ein Fremder da, der sich als Kalkstein vorstellte.

„Ich will Ihnen nachher helfen, in Fluß zu kommen“, sagte er, aber das verstanden die Eisenerze nicht.

Sie wurden durch einen Aufzug in die Höhe gefahren, was namentlich der Magneteisenstein als sehr vornehm empfand, und schon lagen sie in einer großen Schüssel.

„Das ist die Hochofengicht“, erklärte der Kalkstein, der anscheinend hier genau Bescheid wußte. Aber ehe die erstaunten Erze von ihrer neuen Umgebung richtig Notiz genommen hatten, kam mit großem Gepolter eine Menge schwarzer Gefellen und warf sich auf sie.

„Bitte, nehmen Sie sich doch etwas in acht!“ rief der Spanier pikiert; „Sie sehen doch, hier liegt schon jemand!“

„Gestatten, Graf Roks von Blasenheim“, stellte sich einer der schwarzen Herrschaften vor.

„Oß dat noch!“ dachte der Flußeisenstein, aber er sagte nichts, denn plötzlich nahm ihm ein heißer Nebel den Atem, und alle Erze mitsamt dem Roks stürzten in einen dunklen, heißen Raum.

„Mein Gott, diese Hitze“, stöhnte der Magneteisenstein, „ich transpiriere!“

„Wir haben doch hier erst 300 Grad, alter Schwede“, lachte der Roks, „das ist Ihnen wohl unangenehm bei Ihren vornehmen Mäuren? Übrigens, bei uns nennt man das Schwitzen! Also schwitzen Sie ruhig erst einmal Ihr bißchen Wasser aus!“

„Ein aufgeblasener Tropf!“ sagte der Spanier zu seiner Frau, aber so leise, daß der Roks es nicht hören konnte.

„Ich finde, er hat so etwas Anziehendes“, sagte Frau Sauerstoff zu ihrem Gatten; „ich habe das Gefühl, daß eine Art Wahlverwandtschaft zwischen uns besteht, eine Affinität!“

„Eine Affinität?“ sagte das Eisen, „wohl weil er ein feines Luder ist? Aber das sage ich dir: wenn ihr zusammenkommt, wird deine und seine Existenz zu Ende sein!“

„Ich möchte zu Ihnen in nähere Verbindung treten“, sagte Graf Roks zu Frau Sauerstoff, „darf ich um einen Tanz bitten?“

Sie schmiegte sich glühend an ihn.

„Ich möchte eins sein mit dir“, hauchte sie.

„Laß uns fliehen“, flüsterte er, „wir wollen in die weite Welt. Laß uns nach oben entweichen! Kein Auge soll uns mehr sehen!“

Da wurde ihnen leicht und lustig, und sie schwebten in die Höhe.

Wie war da dem armen Eisen zumute! Seine seit unendlicher Zeit treue und schier unlöslich an ihn gekettete Frau riß sich von ihm los und verließ ihn! Und dazu noch mit solch einem hergelaufenen Kerl! Seinen Brüdern und Vettern erging es nicht besser, auch auf sie drang Graf Roks ein und entführte ihnen ihre Sauerstofffrauen. Er glühte vor Erregung, ihm wurde so heiß, daß er vergaste und dadurch den armen Erzen nur noch unangenehmer wurde, da er in die feinsten Poren eindringen konnte. Die Eisensteine wurden bis aufs äußerste ausgedörrt und fühlten sich allmählich immer tiefer gleiten.

„Wer sind Sie?“ zischte der Siegerländer, dem trotz seiner Erfahrung im Segesfeuer ein solches Benehmen noch nicht vorgekommen war.

„Ich bin der Astralleib vom Grafen Roks“, sagte das Kohlenoxydgas, „und habe mir die Freiheit genommen, etwas weiter unten mir eine kleine Eisensfrau anzuschaffen.“

„Unerhört!“ Es war das letzte Wort, das der Magneteisenstein noch murmeln konnte, dann verließen ihn die Sinne.

„Im Gegenteil!“ meckerte das Kohlenoxyd, „sondern auf durchaus legalem Wege! Ich habe auch durchaus nicht die Absicht, auf halbem Wege stehenzubleiben — was dem einen recht, ist dem andern billig —, sondern ersuche Sie ebenso höflichst wie dringend, mir von Ihrem Überfluß abzugeben.“

Und damit bedräute es das Erz nach Strich und Faden und entriß ihm nach kurzem Kampf ein Sauerstoffweibchen, worauf es als doppelt beweibte Kohlensäure nach oben entwand.

Da merkte Frau Sauerstoff, daß ihr neuer Chemann ein Luftikus war, und schweren Herzens mußte sie sehen, daß er noch eine zweite Frau nahm. Das war die Strafe für ihren Ehebruch!

Den armen Erzen wurde immer elender. Je tiefer sie rutschten, desto heißer wurde es, und bald waren es schon 1000 Grad und mehr. Und immer heller lachte Graf Roks und trieb das Kohlenoxyd zu immer schärferer Arbeit an. Das Eisen und seine Hausgenossen verloren eine Frau nach der anderen. Und je heißer es wurde, desto toller wurde das Ringen. Schließlich griff der Kohlenstoff selbst das Erz an oder stürzte sich auf die doppelt beweibte Kohlensäure, entriß ihr eine Sauerstofffrau und drang als Kohlenoxyd abermals auf den armen Eisenstein ein. Schließlich löste sich das Eisen, geschwächt vom Kampf und entkleidet jeglichen Anhangs, in Wohlgefallen auf und tropfte mit einem Teil seiner Hausgenossen, Silizium und Mangan, in einen großen glühenden



Hochofen der „Dortmunder Union“.

Radierung von Georg Gansz.

Herd, über sich als einzigen Schutz seine einstigen Begleiter, die sich nicht alles hatten erretzen lassen und als flüssige Schlacke auf dem Eisen baden schwammen. Aber noch während des Heruntertropfes hatte das Eisen vor dem unverschämten Grafen keine Ruhe, der behauptete, er wolle es jetzt erst einmal richtig verkohlen. Der ein richtiges Roheisen müsse unbedingt ungefähr vier Prozent Kohlenstoff haben.

Endlich kam das Eisen zur Besinnung. Es war ihm ganz anders geworden, es fühlte sich leicht beschwingt wie vor unendlichen Jahren, es überkam ihn ein ungeahnter Drang nach Sichausleben, seine Glieder wurden geschmeidig, seine Starrheit löste sich, es dehnte sich, und ein Drang nach Freiheit spannte ihm die Glieder.

„Wie wohl ist mir!“ dachte es, „wie konnte ich nur so viele Jahre zufrieden sein! Als Chemann liegt man ja doch nur

an der Kette. Wenn ich jetzt draußen wäre, dort, wo ich war, wie ganz andere wollte ich leben und mich nützlich machen! Denn der Latendrang wird durch die Chefesseln lahmgelegt, das spüre ich.“

Und es rechte sich abermals und brodelte vor Latendurst in seinem Gefängnis.

„Hinaus! Hinaus!“ erklang es, und das Eisen stemmte sich mit aller Macht gegen die Wände seiner Behausung.

Da plötzlich ging ein Rumoren im Herde los, und durch ein Bohrloch schoß der flüssige Eisenstrahl, aller Ehebande entledigt, hell und feurig wie vor Millionen von Jahren, verjüngt wie ein Phönix, und nahm seinen Weg aus dem Jungbrunnen des Hochofens in das Gießbett.

Der Mensch aber stand dabei und segnete das Metall, das ihm Waffen und Werkzeug gab für den Kampf ums Dasein.

Was sagt uns die Geschichte des Hakenkreuzes?

Von Eugen Styr.

Unter den zahlreichen magischen Zeichen, die, zumeist als Symbole der Himmelskörper, jede Kultur von ihrer Vor- und Frühzeit an während ihres gesamten Ablaufes in wechselnden Formen begleiten, hat das Hakenkreuz die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte mit Recht stark beschäftigt. Vor allem die weite Verbreitung dieses Symbols über Raum und Zeit, seine Wanderungen und Wandlungen durch die verschiedensten Völker und Kulturen ließen die Frage nach Entstehung und Bedeutung überaus reizvoll erscheinen.

Die allgemeine Bedeutung, die das Hakenkreuz bei fast allen Völkern gefunden hat, scheint die zur Zeit vorherrschende Auffassung zu bestätigen, daß seine Entstehung auf dem Sonnensymbol, schon zur jüngeren Steinzeit als Kreisscheibe  oder als ein im Kreis eingeschlossenes Kreuz  bekannt, beruhe. Während der späteren Entwicklung habe das Kreuz den Ring verloren und die Haken seien entweder durch teilweise Auflösung des Ringes oder durch spätere Hinzufügung entstanden, wodurch das Kreuz die Bewegung der Sonne symbolisiere. Namhafte Forscher, wie z. B. Déchelette, Bertrand, Ludwig Richter, Graf d'Alviella, Montelius usw., stützen diese Auffassung durch archäologische Beweise und gelangen dabei zu Schlussfolgerungen, die darauf hinauslaufen, daß das Hakenkreuz nur an einer Stelle entstanden sein könne. Dagegen gibt es Forscher, die ein selbständiges und gleichzeitiges Entstehen an verschiedenen Stellen annehmen, und zwar als Symbol des Wassers, des Feuers, des Schöpfungsprinzips usw. Es fällt diesen Forschern nicht schwer, sich auf örtliche Umstände zu berufen, die nachweislich bei verschiedenen Völkern andere Ursprungsdeutungen dieses Symbols zulassen. Solche Theorien konnten aber nur entstehen und vor allem sich nur so lange halten, als die Einzelforschung an dem gesamten Fragenkomplex vorbeiging. Sehen wir doch auch gegenwärtig, wie schnell die Bedeutung eines so gebräuchlich gewordenen Symbols den Umständen nach erweitert und umgedeutet werden kann.

Unbestreitbar bot sich der Sonne, dem Licht, dem Glück, dem Wohlergehen und der Fruchtbarkeit im Hakenkreuz überall in der Welt ein willkommenes Symbol — ohne daß sich aber daraus eindeutig beweiskräftige Schlüsse für seine Entstehung ziehen lassen. Auch die Rollen, die dem Hakenkreuz im Laufe seiner Geschichte durch Umdeutung seines Sinnes zugefallen sind, sind zu verschieden, als daß sie die Erforschung dieses Symbols entscheidend hätten beeinflussen können. Schmückte doch beispielsweise das Hakenkreuz die christlichen Grabsteine in den Katakomben Roms in ganz anderem Sinne, als es die Blütezeit des römischen Imperiums durchwirkte. In Italien hatte es die Bedeutung des Amuletts, bei den Kelten die der Abwehr. Dabei ist es an der Küste Australiens, in Nord- und Südamerika, ja im Innern Afrikas ebenso zu Hause wie im Reich des Buddha, in Island, Lappland oder in Lettland. Fast überall ist es nicht bloßes Ornament, sondern hat glückbringende, unheilwehrende, fruchtbringende, ja lebenswirkende Bedeutung und steht somit aufs engste in Verbindung mit der Sonne, ihren Gottheiten und Symbolen. Ja, man kann sagen: das Hakenkreuz ersetzt das Sonnenrad und andere alten Symbole vollständig. Hinzukommt, daß seine Formen und Abwandlungen im alten Europa hinauf bis nach Island am zahlreichsten sind. Trotzdem ist es bei seiner Verbreitung über die ganze Welt in einzelnen Gebieten, wie z. B. Mesopotamien, vollständig unbekannt. Und da die Erforschung dieses Symbols nur eine archäologische sein kann, so erscheint auch das Bild seiner zeitlichen Verbreitung im nachstehenden übersichtlich gegeben.

Erwähnt sei zuvor noch, daß das Hakenkreuz schon im Laufe der Bronzezeit, etwa um 1000 v. Chr., zu den Germanen kommt, dann verschwindet und erst wieder um Christi Geburt im Gebrauch ist. Auch schon daraus ergibt sich, daß die Frage der Entstehung des Hakenkreuzes nicht getrennt werden kann von der nach seiner Bedeutung, die — zieht man das Gesamtbild der Forschungsergebnisse heran — bei fast allen Völkern die gleiche ist. Hieraus erklärt sich auch, daß das Hakenkreuz wie kaum ein anderes Symbol während des ganzen Verlaufs seiner kulturgeschichtlichen Auswirkung nirgends eine grundlegende Änderung seiner Bedeutung erfährt und seiner Verschmelzung mit anderen offenkundigen Sonnensymbolen nur eine erhöhte Bedeutung zukommen kann. Ja, selbst dort, wo das Hakenkreuz bis zum Hierornament herabgewandelt wird, behält es immer noch die Bedeutung seiner Ursprünglichkeit: zumindestens Symbol des Prinzips einer planetaren Bewegung zu sein. In diesem Sinne ist auch das bekannte Dreibein (triquetrium oder triskele) als Symbol der Sonne vom Hakenkreuz nicht trennbar. Vor allem auf lyzischen und keltiberischen Münzen sieht man das dreibeinige Sonnengesicht. Wurde doch die Sonne selbst oft in Formen dargestellt, bei denen immer wieder hakenförmige Strahlen die planetare Bewegung verdeutlichen. Auch das stützt die Auffassung, daß das Hakenkreuz von Anfang an ein Sonnensymbol gewesen ist. Daß trotzdem das Hakenkreuz dem ganzen babylonisch-assyrischen Kulturkreis fremd geblieben ist, sei nebenbei bemerkt.

Leider kann uns auch der heutige Stand der Forschung noch nicht sagen, durch welches Volk das Hakenkreuz aus dem steinzeitlichen Siebenbürgen, seiner ersten Geburtsstätte, um etwa 2000 v. Chr., nach Troja kam. Sicher ist nur, daß während der beiden letzten vorchristlichen Jahrtausende das ägäische Gebiet stoßweise indogermanisiert wurde und daß die Kultur Trojas mit der der übrigen Ägäis eng verknüpft war. Unentschieden blieb also bis heute noch, welcher Volksstamm die zweite Stadt Trojas bewohnte, von wo das Hakenkreuz nach Mykenä und Griechenland übernommen wird. Nach Osten nimmt es im 5. Jahrhundert v. Chr. den Weg über Kleinasien und Kaukasus nach Indien, verbreitet sich von da nach Tibet im 7. Jahrhundert n. Chr., kommt im 1. Jahrhundert n. Chr. nach China, und erst im 6. Jahrhundert n. Chr. erscheint es in Japan — bis es endlich noch vor Kolumbus in Amerika heimisch wird. Einen anderen Weg nimmt das Hakenkreuz zunächst nach Italien und Gallien um 2000 v. Chr. und wird im 4. Jahrhundert v. Chr. auch den Kelten Frankreichs und Britanniens bekannt. In Niederösterreich, Schlesien und Oberpfalz wirkt es symbolhaft schon inmitten der Hallstattkultur.

Trojas zweite Stadt — nahezu älteste und wertvollste Fundstätte — hat das Hakenkreuz nicht nur in Massen verbreitet, sie hat ihm auch die verschiedensten und zahlreichsten Formen der Vorzeit gegeben, die vor allem auf trojanischen Spinnwirteln und Tonkugeln symbolhaft wirkten. Insbesondere die trojanische Tonkugel zeigt, daß auch damals schon eine astronomische Ableitung dieses Symbols versucht wurde. Daneben müssen alle Versuche, das Hakenkreuz auf den Spinnwirteln z. B. als stilisierten Storch zu deuten, fehlgreifen. Auf manchen Spinnwirteln sieht man neben dem Hakenkreuz das Dreibein mit dem Rammuster verschmolzen — ein Beweis, daß es sich nicht um ein bloßes Ornament handeln kann.

Kreta. Hakenkreuz und Labyrinth hängen hier aufs engste zusammen. Labyrinth — der Deutung nach eine Trojaburg,



Bildtafel zur geschichtlichen und geographischen Verbreitung des Hakenkreuzes. Entwurf: Eugen Styr.

bewohnt vom Stiergott Minotaurus (= zweigeschlechtliches Wesen mit Stierkopf) — dürfte vor allem in Nordeuropa mit Sonnenkult und Sonnenjungfrau (Helena- und Brunhildsage) eng zusammenhängen. Der Stierkopf auf Kreta ist heilig. Seltener findet man dort das Hakenkreuz auf der Stirn des Tieres als vielmehr neben ihm. Auf einigen kretischen Münzen zeigt die äußere Form des Labyrinths ein Hakenkreuz, das wie in Ägypten, so auch hier — zu Ziermustern kombiniert — zwar Decke und Kleidung schmückt, seine Bedeutung als Symbol jedoch keineswegs im Sinne des bloßen Ornaments einbüßt. Insbesondere in Verbindung mit dem Stier ist auf Kreta das Hakenkreuz als Symbol des Lebens gekennzeichnet.

Griechenland. Hier wieder bewahrt der Dipylonstil 1150 bis 900 v. Chr. das Hakenkreuz als Erbgut aus kretisch-mykenischer Zeit. Figuren (böotischen Gräbern entnommen) sind als Göttinnen des Lebens geschmückt mit Doppelkorn (= Waffe des Himmelsgottes) und Kammuster, Sonnengans und Hakenkreuz. Im Ubergangsstil, 900 bis 800 v. Chr., ist es hier vor allem der Tonartophag, der die „geflügelte Herrin des Lebens“ als Tierwürgerin — umgeben von Sonnenrosette und Hakenkreuz — auffallen läßt. Auf der Rückseite korinthischer Münzen sieht man das Hakenkreuz allein, dagegen auf Fibeln vergesellschaftet mit Schlange, Vogel, Fisch und Rosette. In der Zeit, da Sonnengans und Lotosblume als Symbole den Bildschnitt beherrschen, tritt hier das Hakenkreuz schon so allgemein auf, daß es seinen Sinn fast einbüßt, und zwar als Ornament im Doppelmäander. Ungeachtet dessen behauptet es sich als Symbol weiter neben dem Kopf des Sonnengottes Apollo, auf seiner Brust, auf den Rädern des Sonnenwagens, auf dem Schenkel des Pferdes, auf den Scheiben der Diskusspringer und — ziert das Gewand der Geliebten des Achilles.

Zypern. Am häufigsten ist hier der Zusammenhang von Hakenkreuz und Lotosblume. Die Palme — dem Apollo geweiht — bringt das erst mit dem geometrischen Stil hier bekannt gewordene Hakenkreuz in Verbindung zum Sonnenwagen, auf dessen Rädern es die Drehbewegung betont. Anscheinend hat hier die Häufigkeit der Verbindung des Symbols mit der Lotosblume manche Einzelansicht der Forschung irrig beeinflusst. Um so größere Bedeutung gewinnen deshalb die in allerjüngster Zeit von dem Schweden Dr. Einar Gjerstad bei Ajia Trini an den Gestaden Zyperns gemachten Ausgrabungsfunde, unter denen besonders die Figur des Stiergottes Minotaurus auf noch unbekannte Zusammenhänge der Kunde mit dem Hakenkreuz schließen läßt. Stellen doch die hier aufgefundenen menschlichen Weihfiguren in Lebensgröße ein Mittelding dar zwischen griechischer und ägyptischer Rassenbildung.

Ägypten. Schon um 2000 bis 1350 v. Chr. finden wir hier das Hakenkreuz nebst anderen Symbolen als Bodenmarke von Tongefäßen, als Decken- und Wandmuster. Vor allem die Deckenmuster erweisen sich als ortsverwand mit solchen der mykenischen Kreise. Auch sonstige Fundumstände beweisen, daß es sich hier bei der Anwendung des Symbols um fremdartige Einfuhr handelt und daß das Hakenkreuz dem ägyptischen Volke an sich fremd ist. Wie man für Griechenland und Kleinasien sagen kann, daß das Hakenkreuz meist nur auf dem Durchzugsgebiet ostindogermanischer Volksgruppen erscheint, so zeigt sich hier wieder, welchen Weg und Einfluß der ägäische Handel nach Ägypten genommen hat. Bezeichnend dafür ist, daß das Hakenkreuz sich hier vielfach auf Knöpfen findet, die nicht einheimischen Ursprungs sind. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß dem Symbol in späterer Zeit nicht auch volkstümlichere Bedeutung zukommt.

Italien. Bemerkenswert ist hier das häufige Vorkommen des Hakenkreuzes auf Gegenständen von amulettartiger Bedeutung, wie Halschmuck, Anhänger usw.; aber auch im Sinne der Schutzbedeutung auf Waffen, Steinplatten, Fibeln

und Tongefäßen — teils in Gemeinschaft mit Vögeln und Kreuzen. Auch auf verschiedenen hier Gräbern entnommenen Gefäßen erkennt man deutlich, daß die Hakenkreuze nicht bloße Ziermuster sind. Nichts läßt in Italien darauf schließen, daß hier das Hakenkreuz mit der mystischen Symbolik wie etwa in Kreta verknüpft ist, wo Labyrinth und Minotaurus noch mit dem aus einzelnen Himmelsymbolen zusammengesetzten Alphabet der Phönizier zusammenhängen.

Kelten. Insbesondere auf Münzen im 3. Jahrhundert v. Chr. tritt bei den Kelten das Hakenkreuz — geformt aus Pferdeleibern — mit dem keltischen Gott Grannus-Apollo über das diesem heilige Pferd in Verbindung. Gemeinsam mit anderen Kreuzen ziert auch das Hakenkreuz im Gewand die Brust des Hirschgottes Cernunnos, in dessen Geweihe die Ringe der Wochentage hängen. Helme aus der La-Tène-Zeit (5. Jahrhundert v. Chr.) sind mit breitem Band aus Hakenkreuzen geschmückt. Auf keltischen Steinskulpturen dieser Zeit und auf Altarsteinen römischer Zeit ist das Hakenkreuz offensichtlich Symbol des Sonnengottes. Die Flächen der keltischen Tongefäße beherrscht es geradezu stilvoll. Den Kelten Britanniens schmückt es in der La-Tène-Zeit das farbenprächtige Schild und verleiht ihm Abwehrkraft. Auf keltischen und irländischen Steinskulpturen finden wir es in Gemeinschaft mit dem Dreibein und Sonnenrad.

Römer. Dem Vergessen anheimgefallen, ist das Symbol bei seinem Wiedererscheinen zur Kaiserzeit nicht einheimisch italisch, so daß sich die Frage nach seiner provinzialrömischen Herkunft geltend macht. Insbesondere mit Bezug auf das Vorkommen des Hakenkreuzes auf den Fußbodenmosaiken von Pompeji ist die Frage berechtigt, da man das Symbol weder auf einheimischen Münzen noch als Götteremblem findet. Provinzialrömisch ist das Hakenkreuz z. B. auf Münzen in Gallien im 3. Jahrhundert n. Chr. bestimmt. In diesem Sinne begegnen wir ihm auf Grabsteinen in Nordafrika ebenso wie auf dem Altar von Ambloganna in England.

Germanen. Bei den südöstlichen Nachbarn der Germanen hatte die zweite Periode der Bronzezeit das Symbol für die Weitergabe befruchtet. Wir wissen, daß sämtliche in der Bronzezeit bei den Germanen auftretenden Hakenkreuze an den Stabenden Abrundungen  zeigen. Oft wechselt es hier mit dem Dreibein, gräbt sich neben Drachenschiff und Sonnenrad in Lanzenspitzen und Rasiermesser, geistert auf Felsenzeichnungen, schmückt das Gewand und — verschwindet. In der La-Tène-Zeit ist es ebenso zahlreich wie vielseitig im Gebrauch. Südrußland, um Christi Geburt, gibt den Ostgermanen aufs neue das Hakenkreuz, die es auf Mäanderurnen den Westgermanen vermitteln, und wieder wird es auf Lanzenspitzen neben Dreibein und Runenschrift wirksames Symbol. Die Reihe der symbolgezeichneten Gewandstücken, Beschläge und Schnallen in ihrer Verwendung hinauf bis nach Island und Skandinavien wird groß. Es entstehen die bekannten germanischen Symbole. So das Thorsymbol (= Hakenkreuz aus gehörnten Tierköpfen) und das Odinsymbol (= Hakenkreuz aus Pferdeköpfen). Zahlreiche und wechselnde Formgruppen von Hakenkreuzen bilden im 6. bis 8. Jahrhundert n. Chr. die Spangen der nordischen Tierornamentik. Auf Gewand und Runenstein wurde es sieghaftes Zeichen.

Kaukasus. Das Durchgangsgebiet nach Indien bot dem Hakenkreuz nur wenige Möglichkeiten, sich als Sonnenbedeutung Geltung zu sichern. Erst an der Grenze zwischen Bronze- und Eisenzeit finden wir es hier auf Urnen und Töpfen überwiegend im Sinne der Abwehr — verbunden mit Vorstellungen des Kampfes zwischen Sonne und Mond — oder begleitet von den Unterweltstieren Schlange und Hund.

Kleinasien. Das Gemeinsame der Verbindung von gehörntem Tier und Kreuz zeigt, wie in Kreta, China, Indien und im Donaugebiet so auch hier, daß dem Kreuz  die Bedeutung des Lebens zukommt. Insbesondere war das



Frühlingsjonne im Hochgebirge.

Lichtbild: Steiner-Mauritius.

Kreuzform $\ddagger$ hier schon in der vorbabylonischen Zeit in Geltung. Trotzdem blieb dem ganzen babylonisch-assyrischen Kreis das Hakenkreuz fremd. Das Typologische des Hakenkreuzes konnte hier also nicht erwiesen werden.

Indien, Libet. Das Hakenkreuz auf den Goldblättchen im Grabhügel des Buddha, vielfach ältesten buddhistischen Inschriften vorgefetzt, neben Sonnenrad und Feigenbaum, Altar und Henkelkreuz auf Münzen, ja selbst auf der Brust des Buddha wie auf den Ohren des Viehes, hat religiöse Bedeutung. Hier in der Sanskritsprache „Swastika“ genannt, zeichnet man es zu Beginn des neuen Jahres auf Hauswände in roter Farbe, zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten in weißer Farbe auf Wand und Fußböden. Im Kult von anderen Himmelskörpern umgeben, in den Fußspuren des Buddha eingegraben und als erstes der 65 Zeichen dem Buddha beigelegt, von Sekten vervielfältigt und den Toten als Lebenszeichen auf die Brust gelegt, ziert es heute noch die Röcke der indischen Frau.

China, Japan. Buddhismus und Hakenkreuz kommen in China im 1. Jahrhundert n. Chr. zugleich ins Land. Die Kaiserin Wu (684–704) bestimmt das Hakenkreuz als einziges Wortzeichen für die Sonne. Um die Heiligkeit dieses Zeichens zu bekunden, wird später seine Verwendung als Muster auf Seidenerzeugnissen vom Kaiser Tai Tzung verboten. Eine Kaiserin der Tang-Dynastie läßt das Hakenkreuz auch auf ihrem Opferteller anbringen. Stößt hier jemand auf ein Spinnennetz über Früchten, dessen Fäden im Mittelpunkt ein Hakenkreuz bilden, so wird ihm ein großes Glück widerfahren. Das Hakenkreuz, genannt „Wan“, bedeutet für die Chinesen die Zahl 10 000 oder die Zahl der Unendlichkeit, die gleichbedeutend ist mit dem Begriff = langes Leben, = viel Segen, = großes Glück. In einer Schenkungsurkunde trägt der Büffel, ähnlich wie auf Kreta, das Hakenkreuz auf der Stirn. In Japan wieder hat das Hakenkreuz eine Kunst-epoche von geradezu grandioser Auswirkung hervorgerufen. Die Erbfürsten Hachisuka von Ova führten das weiße Hakenkreuz auf brauner Seide in ihrer Flagge, was natürlich auf die Beziehung des Hakenkreuzes zum Buddhismus auch in Japan hinweist. Nichtsdestoweniger findet man das Symbol später sowohl in Japan wie in China als Porzellanmarke verbreitet.

Amerika. Hier geben uns vor allem die Aufschlüsse aus dem Reiche der Azteken die Möglichkeit, Einflüsse von China her zu erkennen. Gefundene Skulpturen des chinesischen Elefantengottes lassen vermuten, daß das Hakenkreuz seinen Weg nach Amerika über die Beringstraße nahm. Deutlich zeigt sich auch hier die Verschmelzung von Hakenkreuz mit Kreuzen und Sonnenrad. Den Kansasindianern dient es als Kriegszeichen, den Pimaindianern als Zeichen der Anhängerschaft einer Sonnenreligion. In der alten Stadt der Majas ist es bedeutsam auf einer Steinskulptur, auf den Zauberketten der Medizinmänner als magische Kraft.

Siebenbürgen. Hier befinden sich die ältesten Fundstätten des Hakenkreuzes. Gemalt oder eingeritzt auf Gefäßwänden und als Bodenmarke hat es sich aus dieser seiner Urheimat über die Welt verbreitet. In Ungarn tritt seine früheste Verbindung mit dem Tier auf — Beziehungen, die später deutlicher werden auf Kreta. Schon in der frühesten Eisenzeit trifft man das Hakenkreuz in Ungarn, dagegen ist das steinzeitliche Hakenkreuz hier unbekannt. Während wir nun von den Bewohnern der zweiten Stadt Trojas nichts wissen, handelt es sich in Siebenbürgen nachweislich um den steinzeitlichen europäischen Menschentypus, dem die Formen der bemalten steinzeitlichen Keramik von Tripolje geläufig sind. Die Beziehungen seiner Gefäßformen gehen bis nach Böhmen hinein. Aber um welches Volk handelte es sich? Archäologisch sind ja die steinzeitlichen Hakenkreuzfunde des Donaugebiets weit älter als die Trojas. Und daß Troja engere Beziehungen zum alten Mitteleuropa gehabt hat, ändert daran

nichts, daß Siebenbürgen als Ursprungsgebiet angesehen werden muß. Erst zu Beginn der jüngeren Steinzeit bildet sich das indogermanische Urvolk, das zum Ausgang der Steinzeit Auswanderungen über ganz Europa bis nach Vorderasien hinein anheimfiel. Mit der ausgehenden Bronzezeit erst geht die Bildung der einzelnen indogermanischen Volksstämme vor sich. Aber schon in der jüngeren Steinzeit unterscheiden sich die Südindogermanen deutlich von den Nordindogermanen durch ihre sogenannte „Bandkeramik“. Infolge späterer Wanderungen aber stehen sich beide Gruppen als West- und Ostindogermanen gegenüber. Da sich aber nur die Ostindogermanen als „Arier“ benannten, so erscheint es fraglich, die Gesamtheit der Indogermanen unter dieser Bezeichnung zu verstehen. Jedenfalls wurde Siebenbürgen zur Zeit der Entstehung des Hakenkreuzes von Südindogermanen bewohnt.

Slaven. Ganz besonders in der Völkerwanderungszeit und im Mittelalter wurde das Hakenkreuz auch bei den Slaven als Bodenzeichen auf Gefäßen im Sinne seiner symbolhaften Bedeutung verwandt und keineswegs als bloßes Löpferzeichen.

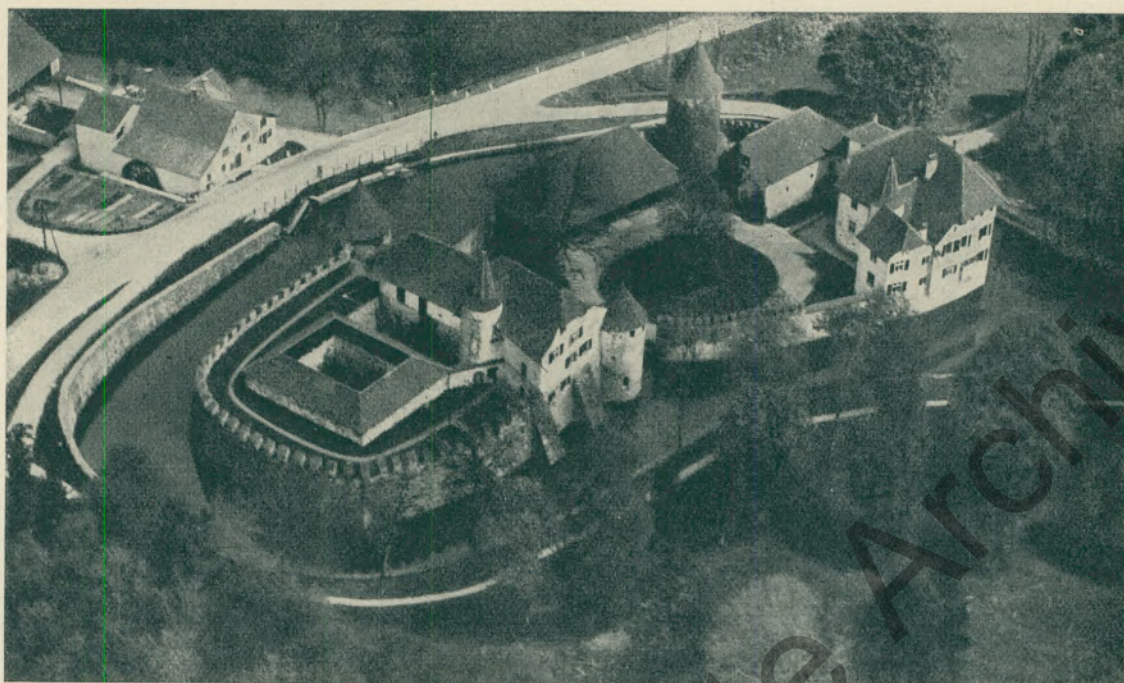
Afrika. Wenn man das Hakenkreuz noch heutigen Tages in verschiedenen Gegenden Afrikas als Tatauierungsmuster antrifft, so könnte man fast im Zweifel sein, ob es sich hierbei noch um symbolhafte Anwendung handelt. Der symbolhafte Sinn des Hakenkreuzes auf den Gewichten der Aschantis aber bestätigt uns seine Beziehung zum griechischen Altertum und damit seine bedeutsame Auswirkung auch hier. Insbesondere auch die moderne Grabkachel aus Algier läßt die Vermutung zu, daß der symbolische Sinn des Hakenkreuzes in Afrika noch wirkend ist.

Christentum, Mittelalter, Neuzeit. Das Erscheinen des Hakenkreuzes auf den ersten christlichen Grabsteinen ist bereits erwähnt. An Kleidern von Totengräbern und anderen sakralen Personen, in christlichen Kirchen im Osten wie im Westen ist es übernommenes Gut. Obgleich man dem Hakenkreuz auf mittelalterlichen Münzen symbolhaften Sinn kaum zusprechen kann, so ist es doch auffallend, daß es sich fast nur um Münzen der geistlichen Fürstentümer, wie Mainz, Halberstadt, Erfurt usw., handelt. Abgesehen vom Süden, wo das Hakenkreuz von den Christen einfach übernommen wird, vollzieht sich ein gleicher Vorgang auch im Norden. Und hier sehen wir, wie schon auf heidnischen Runensteinen eine Verschmelzung des Hakenkreuzes mit gleicharmigem Kreuz üblich ist, wie später dann das Lamm das einfache Kreuz mit dem Hakenkreuz vertauscht und wie an Stelle des gewöhnlichen Kreuzes auf Kirchenglocken das Hakenkreuz angewandt wird. Aus Island beispielsweise ist uns das Hakenkreuz unter dem Namen „Thorshammer“ als Zaubersymbol bekannt. Kurz, man sieht, wie vom Süden her das Hakenkreuz in den kirchlichen Kult Deutschlands übergang und sich in der kirchlichen Symbolik des Nordens auswirkte. Diesbezügliche alte Denkmäler finden wir z. B. reichlich in Coesf, Dänemark, Island und Skandinavien. Vor allem aber beweist uns die Geschichte dieses Symbols, daß magische Zeichen das Schicksal von Völkern und Kulturen bis in die Gegenwart hinein begleitet haben, und daß ihnen ein tiefer geschichtlicher Sinn nicht abgesprochen werden kann.

Literaturnachweise.

- Löcherer: Die Geschichte eines Symbols. Leipzig 1921.
Ludwig Müller: Det saadalte hagekors, anvendelse og betydning i Oldtiden, in Danske Vidensk. Skrifter. Kopenhagen 1892.
Wilson: The Swastika the earliest known symbol and its migrations in: Annual Report of Smithsonian Institution. Washington 1896.
Zwigerdski: Swastika. Archiv f. Anthr., N. F., Bd. 19, 1891.
Bertrand: La religion des Gaulois. Paris 1902.
d'Alviella: La migration des symboles. Paris 1894.
Montelius: Prometheus 1905.
Steinmeg: Die astrologische Ableitung des Hakenkreuzes.
Pudor: Der Sinn des Hakenkreuzes. Dresden 1920.
Mannus: Vorgeschichte, Bd. 1 und 2.

Mittelalterliches
Schloß
bei
Hargau (Schweiz).



Lichtbild: Mittelholzer.

Ein Kalender aus dem Jahre 1832 rät . . .

Von Josefa Elstner-Dertel.

In unserer Zeit der hygienischen Aufklärung muten uns die Anschauungen einer längst vergangenen Zeit besonders eigen an, wie sie uns aus den Blättern eines Kalenders vor hundert Jahren entgegenstehen. Wie mag es um die Kindererziehung bestellt gewesen sein, wenn alles, was uns heute selbstverständlich ist, besonders erwähnt werden mußte, wenn andererseits noch so manche falsche und dabei so naive Anschauung aus fürsorglichen Ratsschlägen spricht.

Die Blätter mögen selber reden:

Januar.

Kinder, in diesem Monat geboren, müssen reinlich und warm gehalten werden, nicht mit Mehlbrei und vielen Kartoffeln, besonders solchen, die in der Asche oder am Ofen gebraten sind, gefüttert, nicht auf die Erde und Steine niedergesetzt, nicht in dumpfen und feuchten Stuben erzogen werden, weil sie sonst dicke Leiber, krumme Füße, Wärmer, dicke Gelenke und ein verkrüppeltes Ansehen bekommen. Der Wassermann, in welches Himmelszeichen die Sonne in diesem Monat tritt, erinnert an öfteres laues Waschen und Reinigen, öfteren Wechsel der Wäsche, reine Luft und warme Kleidung. Besonders muß man den Kindern keinen Brantwein geben, weil sie dadurch nur geschwächt werden, und sie in Acht nehmen, daß sie nicht gleich hinter den warmen Ofen laufen, wenn sie kalt geworden sind, weil daraus die schmerzhaften Frostbeulen entstehen.

Februar.

Kinder, in diesem Monat geboren, in welchem das Fest Maria Reinigung fällt und welcher schon bei den Römern seinen Namen vom Reinigen (februa) hat, werden ein frisches und kräftiges Leben lange genießen, wenn die Kinderstube immer reinlich, aber nie zu warm gehalten, wenn die Kinder nicht zu scharf gewickelt, nicht von ungesunden, hohl-jährigen Wärterinnen mit dem in ihrem unreinen Munde gekauten Brot oder Stuten gefüttert — man sollte solche Wärterinnen aufs Maul schlagen —, wenn sie von den Müttern selbst gestillt, vor Überfütterung bewahrt, nach dem Ausbruch der Hauptzähne entwöhnt, nicht mit Gängelbändern

geschleppt, sondern durch Kriechen zum Gehen angeführt und mit angemessenen Kleidern und Schuhen versehen werden, die nicht drücken, die Freiheit der Bewegung nicht stören. Besonders dürfen auch Kinder, die kräftig werden sollen, nicht geschnürt werden, das hat schon manche schief gemacht.

März.

Kinder, in diesem Monat geboren, dürfen keinen Kaffee und andere hitzige Getränke trinken, nicht viel medizinieren, keine Mützen oder Hüte tragen, die den Kopf heiß machen, nicht in nassen Strümpfen und Schuhen gehen, keine feststehende, drückende Kleidung tragen; sie müssen sich oft in freier Luft bewegen, durch Schmerz klug werden, sich mit der Natur, mit Berg und Tal, mit Wald und Flur, mit Acker und Wiese gut Freund schreiben, sich mit Pflanzen, Mineralien, Vieh und dergleichen beschäftigen, sich an jede Witterung gewöhnen, keine Schuhe mit Absätzen, noch weniger mit spitzen, hohen Absätzen, keine Schnürleiber, keine engen Hosenträger, sie müssen nicht rennen, unvorsichtig ringen und balgen, sich nicht durch Laufen erhitzen, dann verheißt ihnen der Planet ohnfehlbar Gesundheit, Kraft, Freude, Glück und ein langes Leben.

April.

Kinder, in diesem Monat geboren, werden immer gut verdauen, wenn sie mäßig sind im Essen und Trinken und recht fleißig reines Quellwasser trinken; sie werden alt und zufriedener, wenn sie stets fleißig arbeiten und bisweilen fasten. Sie werden weder Schnupfen noch Husten, weder Augen- und Ohren-, noch Zahndreh bekommen, wenn sie den Kopf kühl und die Füße warm halten und vorzüglich, wenn sie sich recht fleißig mit kaltem Wasser hinter den Ohren tüchtig waschen. Hypochondrie und der leidige Spleen (Mislaune) werden sie nicht foltern, wenn sie der Natur gemäß leben, sich Bewegung in freier Luft, Licht und Sonne machen, sich frei von Gram und Ärger halten, sich in keine fremden Handel mischen, nicht die Nächte durchschwärmen und schwelgen und weder über den Wissenschaften noch über den Nahrungsorgen ganze Nächte durch brüten.

May.

Ein Kind, in diesem Monat geboren, ist ein Feind von Schaukeln und Wiegen, von scharf angelegten Wickeln, von uneinlicher Behandlung, von schiefem Tragen auf dem Arme; es kann leicht überschlagen und ein Krüppel werden, wenn es die Wärterin nicht mit dem andern Arme unter der Achsel stützt; es verlangt große Aufmerksamkeit, sobald es allein geht und muß dann keine Scheren, noch viel weniger Messer und andere scharfe Sachen in der Hand haben, weil es auf diese Sachen leicht fällt und zum Krüppel wird, es darf nicht an Wasser noch Fässern mit Wasser gehen, um nicht mit dem Kopfe hineinzustürzen, es muß in dem ersten Jahre mit den Schutzblättern versehen werden, mit bloßem Kopfe gehen, oft mit lauem Wasser gebadet, vor Kasse und Gewürzen bewahrt, in die freundliche Natur geführt werden; man darf es nicht vor dem sechsten Jahre zum Lernen anhalten, von Kinderspielen nicht ausschließen, sondern man muß es mit Gegenständen der Anschauung bekannt machen und als ein Kind der freundlichen Natur erziehen, dann wird es, als ein Kind aus dem Vollmond stammend, sich selbst und andern zur Borne leben und alt werden.

Juni.

Kinder, in diesem Monat geboren, müssen früh zu Bette gehn, aber auch früh wieder aufstehn; nicht an dicke Federbetten und schwere Decken gewöhnt werden, damit sie nicht erhitzt und entkräftet werden; wenn sie auf Matratzen von Pferdehaaren oder Seegras oder Moos liegen, so werden sie lange leben, stark und nicht sinnlich werden; sie werden mit sieben bis acht Stunden Schlaf auskommen und aller Erquickung des Schlafs genießen, froh seyn, von Bicht und Flüßen frei bleiben und nicht in Auszehrung, Blutspeien und Hypochondrie verfallen, wenn sie nie bei der Nacht schwelgen, schwärmen, tanzen, studieren. Sie müssen aber in lustigen Zimmern, oben im Hause, nach der Sonne, frei von allen Gerüchen und Dünsten, welcher Art sie seyn mögen, in einer geraden, natürlichen Lage, auf der rechten Seite, ohne hohe Kopfkissen liegen, und die Mütter müssen, um zu allen diesen Vortheilen mitzuwirken, ihre Säuglinge nicht mit in das Bett nehmen, insbesondere auch, damit sie nicht erdrückt werden.

Julius.

Kinder, in diesem Monat geboren, können gesund, stark und mutig werden, glücklich und lange leben, wenn sie sich vor Erkältung hüten, nach Erhitzung nicht kalt trinken, in kalten Kellern und Gewölben sich nicht zu lange aufhalten, Kasse und Tee meiden, nicht mit starken Getränken auf ihre Gesundheit losstürmen, Brust, Rücken und Unterleib täglich reiben, wöchentlich einmal baden, nicht zu nachhaft leben und sich nicht an Frühlingsturen, Schräpfen und Uderlaß gewöhnen; besonders müssen sie in den heißen Sommermonaten jede Ausschweifung und unzüchtige Handlung sorgfältig vermeiden, denn die Kräfte, welche in der Sommerhize verschwendet werden, strafen zur ganzen übrigen Zeit des Jahres mit oft unheilbaren Krankheiten.

August.

Kinder, in diesem Monat, der Jungfrau gewidmet, geboren, haben als Mädchen, Jungfrauen, Gattinnen großes Glück zu erwarten, wenn sie zuvörderst in ihrer Kindheit nach den Regeln der Gesundheit und eines frischen, kräftigen Lebens behandelt und erzogen, in ihrer Jugend vor aller Modesucht und Ländelei bewahrt und zu einer nützlichen Beschäftigung in aller weiblichen, ihren Kräften angemessenen Arbeit angehalten, unter der Leitung einer sanften, erfahrenen und verständigen Hausfrau angeleitet werden, alle Geschäfte in und außer dem Hause, nicht nur kennen zu lernen, sondern auch selbst zu verrichten; wenn sie spinnen, nähen, stricken, kochen, braten, Obst einmachen und trocknen, waschen, bügeln, Butter und Käse machen lernen, und überhaupt sich mit der Ordnung

des Hauswesens bekannt machen; wenn sie dabei die Musik und das Tanzen nur in so weit und darum lernen, um mit Anstand unter Menschen zu erscheinen, wenn sie keine Romane, sondern nur gute moralische Schriften lesen oder solche, die ihnen von ihren verständigen Eltern und Lehrern in die Hände gegeben werden, weder Tanzböden noch Kirchmessen besuchen, sich züchtig und ehrbar kleiden, Schamhaftigkeit, diesen schönsten Schmuck der Tugend, bewahren und nun im Gefühl ihrer eigenen Würde ruhig warten, bis ein edler Jüngling des Landes suche die Hand des würdigen Mädchens.

September.

Kinder, in diesem Monat geboren, werden von Flüßen, Kopf-, Augen- und Zahntveh, Husten und Schnupfen befreiet seyn, keine bösen Hälse und dicke Leiber bekommen, nicht an Wasser- und Schwindsucht, nicht an Auszehrung und Drüsenkrankheit sterben, wenn sie gesunde, hinlänglich hohe, für Luft, Licht und Sonne freie Wohnungen, hohe Zimmer und keine enge, dumpfe, nicht mit Koch- und Kohlendunst erfüllte Stuben (niedrige Stuben und Kammern müssen wenigstens oft, besonders des Morgens gelüftet werden), an ihren Häusern keine stinkenden Mistfalle noch Kloake dulden, nie ein frischgetünchtes oder ein neuerbautes Haus schnell bewohnen und diejenige Reinlichkeit der Wohnungen behaupten, welches ein frisches und heiteres Leben befördern.

Oktober.

Kinder, in diesem Monat geboren, werden nicht leicht die Kinderjahre überleben, sondern unter allerlei Elend früh dahinwelken, wenn die Eltern aus Geiz, Rohheit oder Unwissenheit, sich um ihre Kinder noch weniger, als um ihr Vieh bekümmern, wenn sie dieselben mit Fluchen, Drohungen und Verwünschungen behandeln, sie stoßen, mit geballten Fäusten in den Rücken oder an den Kopf schlagen, sie treten, wegwerfen und mit barbarischen Instrumenten grausam mißhandeln, sie barfuß und in Kälte und Nässe halbnackt gehen, sie auf nassen Lagern, unter Mangel an Wäsche und Reinigung schlafen lassen und ihnen noch dazu die Stunden des Schlafs verkürzen, um sie zu ermüdender Arbeit zu gebrauchen.

November.

Kinder, in diesem Monat geboren, werden die Winterkälte ausstehen können, wenn sie nicht verzärtelt werden; sie werden nichts von Schnupfen, Husten und Flüßen wissen, wenn sie nicht hinter heißen Ofen und in zu warmen Stuben eingesperrt werden, in denen nach gewohnter Sitte alle Ritzen der Fenster und Türe verklebt worden sind; sie werden des Winters in Kälte und Schnee nicht erfrieren, wenn sie Brantwein meiden und keine hitzige Getränke trinken, sie werden keine Glieder erfrieren lassen, wenn sie keine zu engen Schuhe und Stiefeln im Froste tragen, keine Frostschmerzen spüren, wenn sie nicht mit Wärme und Kälte zu grell wechseln, sie werden besonders der Eltern und Angehörigen Freude seyn, wenn sie früh zum pünctlichsten Gehorsam mit aufrichtiger Liebe angehalten und gewöhnt werden.

December.

Kinder, in diesem Monat geboren, werden der Eltern Trost und Freude und der menschlichen Gesellschaft Borne und Zierde seyn, wenn sie mit Wahrheit und zur Wahrheit erzogen werden, wenn ihre Eltern ihnen nie etwas Lügenhaftes und Schauerliches erzählen, um sie dadurch einzuschüchtern und bange zu machen, wenn sie ihnen nie etwas Betrüglisches und Sittenwidriges weder selbst vormachen noch gestatten, wenn sie ihnen zu allen Zeiten und unter allen Umständen das Vorbild der Eintracht, des Friedens, der Liebe, der Gerechtigkeit und Tugend geben, ihnen mit dem Muster echter Frömmigkeit vorangehen und es wohl bedenken, daß eine gute Erziehung nicht bloß in Lehren und Vorschriften bestehe, sondern nur durch ein gutes Beispiel glücklich gedeihen könne.



Eseleien auf Korsika.

Deutsche Primaner auf „großer Fahrt“.

Ein Reisebericht von Ernst Rötter.

Es dauert: diesmal lange, bis wir wußten, ob aus unserer Fahrt etwas würde. Auch die Wandervögel spüren die Weltwirtschaftskrise: die halbe Handelsflotte liegt ja auf. Damals, als wir nach Lappland fuhren, hatten wir es schon monatelang vorher gewußt; aber diesmal wollte und wollte sich kein Schiff finden, das uns gen Süden mitnahm. Bis endlich der ersehnte Brief unseres gut gen Freundes aus Holland kam, der uns eine kostenlose Fahrt mit einem Frachtdampfer von Rotterdam nach Genua zu sagte. Acht Tage auf See! Zimmer hatte uns das Meer gelockt — und gibt es einen schöneren Auftakt für große Fahrt? Das Märchen jener Seefahrt 1930 sollte sich erneuern; freilich nicht ins Land der hellen Nächte, nach dem sonnigen Süden hinunter sollte die Fahrt gehen, in ungewisse, abenteuerliche Ferne. Mit glühenden Gesichtern lag man über der Landkarte: Rotterdam—Kanal—Biskaya (das gibt ein Stürmchen! frohlockte Heinz, während Kurt die Stirn in Falten zog)—Spanien—Gibraltar—Golf von Lion—Genua! Und von Genua würden wir über Livorno nach dem korsischen Hafen Bastia übersegen. Dort soll unsere Zippelfahrt beginnen: über Saint Florent und das Désert des Agriates wollen wir Calvi erreichen, dann südlich nach Corte, landeinwärts durch die korsischen Wälder nach Corte, der alten Hauptstadt, wandern, um schließlich über Bizzavona bei Ajaccio die Küste wieder zu gewinnen. Und von dort zu Schiff nach Marseille. — Eine rechte Zippelfahrt sollte es werden, und das wurde sie auch. Aber obgleich die Insel keine 200 Kilometer lang und keine 100 Kilometer breit ist, haben wir nur einen Teil durchwandern können; immerhin sind wir an die 280 Kilometer durch die korsische Sonne gezogen.

... Endlich hat uns der große Rotterdammer Hafen wieder, der Lärm der Krane und Sirenen, der vertraute Duft von Leer, Hafenvasser und Gewürzen aller Tropen. Schon rattert unser Motorboot in das Hafenbecken ein, wo die mächtigen Indien-, China- und Japanstreamer liegen, um an einem der hohen Dampfer anzulegen, der die holländische Flagge und am Bug in großen Lettern den Namen „Duderkerk“ führt. Uns zittert das Herz vor freudiger Erregung — nun ist es soweit. Und während wir an Bord klet-

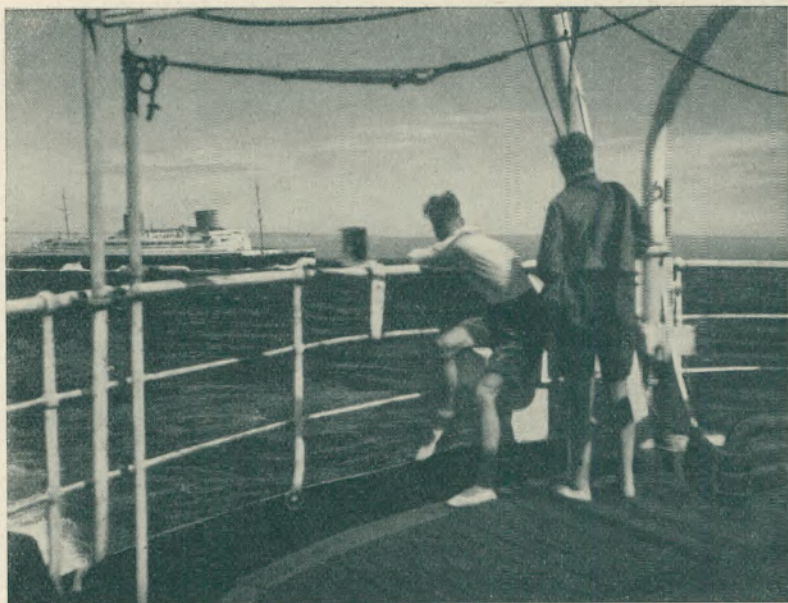


tern und all das Gepäck und die Säcke mit Brot, Konserven, Speck, Reis und Kaffee an Stricken über die Keeling hieven, klingt in uns wie einst das frische Fahrtenlied: „Heute an Bord, morgen geht's fort!“

Das Lotsenboot fährt heran.

Zum letztenmal läutet die Schiffsglocke. Ein leiser Ruck geht durch den Koloß — wir fahren!

Wir fahren in den Regen. Längst hat sich die Sonne verkrochen; eine Brise kommt auf, wird stärker. Die Nacht ist stürmisch, Regen prasselt, das



Wir begegnen im Kanal der „Europa“.



„In der Frühe des sechsten Tages: Gibraltar!“



„Am „Reg“ vorüber steuern wir in den Hafen von Genua.“

Schiff schaukelt, und Kurt ist sehr traurig... Aber als der Morgen dämmt, hören wir die Glockenbojen der englischen Küste und fahren durch ruhigeres Wasser an Dungeness vorbei.

Das Wetter klart auf. Nun kommt auch die Sonne durch; glatt dehnt sich die See, und das Märchen von ehemals wird wieder neu. Acht Tage Sonne, spiegelglatte See. Unbeschreiblich schön sind die Abende. Dann holt Sepp sein Seemannsklavier hervor, und über das Deck klingen die Lieder, die unsere ganze deutsche Fahrtensehnsucht tragen. Wie weit liegt die Heimat schon hinter uns! Zu schlafen hat keiner Lust. Solche Abende, solche Sternnächte sind ein Geschenk des Himmels. Oft, wenn wir auf dem Achterdeck standen, schien es uns, als ob das Schiff mit seinen Masten schnurstracks in diesen Sternhimmel hineinfahre. Nie sah ich das Band der Milchstraße, nie das Leuchten der Sternschnuppenraketen wie an diesem Meereshimmel. Oft lagen wir da unter Masten und Himmel und horchten in uns hinein. Eine friedliche Welt für sich ist ein solches Schiff, das nichts weiß vom Lärm und Jammer des Tages. Wie weltferne Mär klingen die Nachrichten der Bordtelegramme. Zuweilen zog nächstens in der Ferne ein stiller Frachtdampfer oder auch — eine festlich erleuchtete Stadt — ein großes Passagierschiff vorüber. Dann sprang auf der Brücke zuckendes Licht auf, morste der Funker zu jenen Fremden hinüber, die bald vertraut wurden: Schiffe, die sich nachts begegnen, einander fragen: Woher? — Wohin? — gute Fahrt und Nacht wünschen, um alsbald vom Dunkel verschluckt zu werden.

Sonne liegt auf dem Meer, glühende Sonne. Der Teer in den Fugen der Planken wird weich. Längst fahren wir schon an der spanischen Küste entlang, deren steinige Einsamkeit mitunter aus dem blauen Meer auftaucht. Dann steht wohl hier und da ein grauer Turm aus alter Zeit auf den Felsen, steigt irgendwo der Rauch eines einsamen Feuers auf. In der Frühe des sechsten Tages wächst der Regelfels von Gibraltar aus dem Wasser: nun fahren wir durch die Säulen des Herkules. Zur Rechten, greifbar nahe, öde, unbewohnte, gelbe Steinküste — das ist Afrika. Wir schauen verlangend hinüber. Links in der Bucht blinken die weißen Häuser von Algieras hervor. Nun gleiten wir ganz dicht an Gibraltar vorüber. Kaum sieht man einige Baracken, ein paar Öltanks, zwei oder drei Kanonenrohre — und doch ist dies eine gewaltige, unsichtbare Festung, eine jener Burgen, denen John Bull seine Seegeltung verdankt. Weiß leuchtet das zum Regenfänger glatt abgeschrägte Felsstück.

In der Frühe des folgenden Tages fahren wir bei strahlendem Sonnenschein in den Hafen von Genua ein. Prachtvoll steigt an Hügeln die Stadt empor. Wir steuern am Riesendampfer „Reg“ vorüber, der in wenigen Wochen ausziehen will, um das Blaue Band zu erobern. Dann liegt unser guter „Ouderkerk“ fest. Herzlicher Abschied von seinen famosen Offizieren — schade: auf Shanghai müssen wir diesmal noch verzichten! —, Paßkontrolle, ein Boot holt uns über, und wir haben italienischen Boden unter den Füßen.

Der Dampfer „Bengasi“ der Florio-Linie, den wir am Abend besteigen, ist eines jener Küstenschiffe, auf denen sich das Volksleben des Südens zwanglos zu entfalten pflegt. Viel armseliges Volk am Abfahrtssteg; rührselige Abschiedsszenen; schon

längst vor dem ersten Läuten der Schiffsglocke liegt man einander in den Armen und tauscht endlose Küsse aus; und dann hocken wir Deckpassagiere zwischen all dem malerisch zerlumpten Volk.

Von der Nacht drunten im Schlafrum für Deckpassagiere laßt mich schweigen; ich lag in einer Art Bett zwischen zwei wilden, zerlumpten Gesellen; links wie rechts wehte mich der Odem des Südens alkoholisch an. Militärgewehre lagen irgendwo in der Ecke, leere Chiantiflaschen daneben; Weiber kreischten, Männer spien, unsere armen Schwarzbrote lagen daneben, und wir kamen der Volksseele ein beträchtlich Stück näher. Und am Morgen wurde uns auch klar, daß diese Schiffahrtsgesellschaft mit vollem Recht den Namen „Florio-Linie“ führte: die ganze Horde juckte sich.

Nun waren wir — Gott sei Dank! — in Livorno, wo unser edles Schiff einen Tag liegenblieb. Schmucklose fünf- bis sechsstöckige Häuser, poetisch-schmierig und durchduftet vom Geruch der Gasse, getrockneter Fische, ranzigen Öls, schmutziger Wäsche, die über die Straßen hängt.

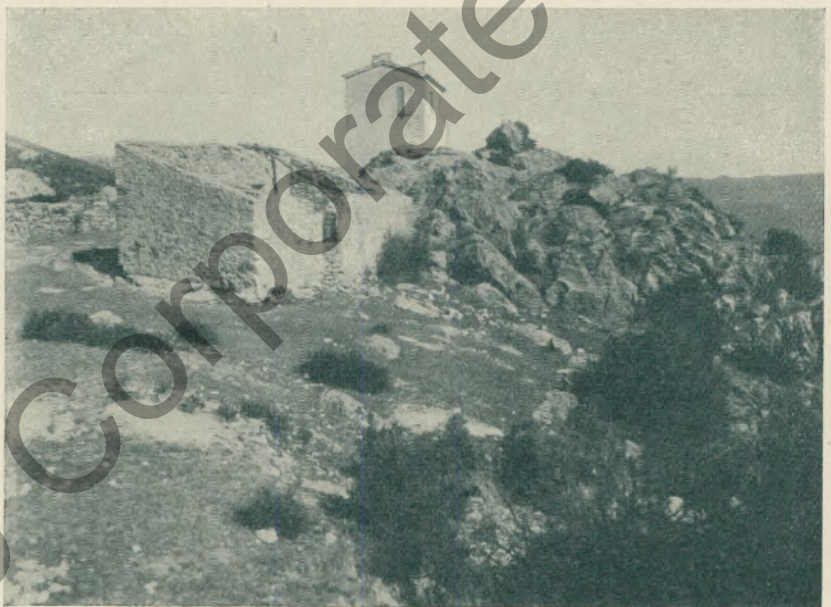
Am Abend ging das Schiff ab, und wir weinten der übelduftenden Stadt keine Träne nach. Noch froher aber waren wir, als nach einer auf Deck verschlafenen Nacht endlich die Küste Korsikas auftauchte. In der Sonne lag Bastia vor uns, mit seinen 36000 Einwohnern die größte Stadt der Insel.

Auch hier wieder sechs-, siebenstöckige Häuserreihen wie in Livorno. In den Gassen brüht die Sonne, obschon es doch erst acht Uhr am Morgen ist. Ja, später haben wir die Erfahrung gemacht, daß gerade diese Morgenstunde die schlimmste Hitze ausströmt, weil um diese Zeit der nächtliche Landwind ausseht und bis zum Aufkommen der Meerbrise Luftstille herrscht, die die Sonnenhitze viel drückender empfinden läßt als um die Mittagszeit. Uns, die wir endlich das ersehnte Land unter den Füßen haben, drängt es hinaus aus der Maueringe dieser Stadt, hinein in die wilde Einsamkeit der Insel. Ein berittener Korse weist uns den Weg. Alle Welt reitet hier, wenn es auch nur ein flinkes Maultier oder ein braver Esel ist. Fußmärsche sind fast unbekannt, und sich dazu mit Gepäck abschleppen — nein, kein wahrer Korse wird das tun. Wie oft hat man uns, auf unsere Affenweisend, gefragt: „Vous portez tout cela sur le dos?“ Und wieder denken wir, wie schön es wäre, wenn wir uns den Landesitten möglichst eng anpassen könnten. Wie wäre es mit einem Esel? Nun, wir wollen es heute Abend überlegen. Einstweilen ziehen wir mit unserer Last los, nachdem wir uns der zudringlichen Schar der Autolenker erwehrt haben, die uns durchaus fahren wollen.

Nun liegt die Stadt unter uns. Durch üppige Gärten steigen wir bergauf, der Serra entgegen, deren Felsenrücken grau am Himmel steht. Unter blühendem Oleander schreien wir. Wir, die wir fast zwei Wochen nur Schiffsplanken und Wasser um uns hatten, glauben uns in ein Paradies versetzt. Da heben sich Palmenbüschel vom Himmelsblau, da schimmern silbern die Oliven, grünt breitblättrig der Feigenbaum, da breitet sich das Dach der Pinien, Wein rankt empor, Mandeln reifen, Kakteen und Agaven wuchern auf den Mauern.



„Nun liegt Bastia unter uns...“



„... aus dornig-kargem Gestrüpp grellt der nackte Fels...“



Am Strande bei Algajola.



„Der Esel stand geduldig und wehrte sich nicht...“

(Nebenbei: Hans steckte sich einen Kaktuskolben in die Hosentasche und hat heute noch nicht alle Stacheln aus dem Bein heraus.) Das Weiß der Landhäuschen leuchtet aus all dem Grün. Dann ragen aus ummauertern Viereck schlanke Zypressen auf: dort ist, alter Sitte gemäß, einsam in der Landschaft errichtet, die Grabstätte einer korsischen Familie.

Wir steigen höher — und mit einem Schlage hat das Bild der Landschaft sich geändert. Die tropisch-fatte Vegetation hat aufgehört; aus dornig-fargem Gestrüpp grellt der nackte Fels; aber die glühende Luft ist gefüllt mit einem seltsam betäubenden Duft, den wir schon vor der Küste zu verspüren meinten: das ist der Duft von Korsika, der über dem ganzen Lande liegt, der unvergeßliche Duft des Maquis, das mit seinem undurchdringlichen Gestrüpp von Lentisken, hell-blauen Pfefferminz, mannhohen Disteln, dornigem Gesträuch mit dunkelgelben, klebrigen Blüten fast die halbe Insel überzieht. Mit geschlossenen Augen, so hat Napoleon gesagt, wolle er das Nahen seiner Heimatinsel an diesem Duft erkennen. Er ist einer von den vier stärksten Eindrücken, die ich von dieser Insel mitnahm. Wenn ich an Korsika denke, rieche ich den starken Duft der Macchia, höre ich das melancholische Schreien der Esel zu nächstlicher Stunde, das anfeuernde Dschinn-Heulen! der Eseltreiber, das durch die Berge schallt, und — es ist profaisch! — steigt in meine Nase mit Macht ein anderer nicht minder eindringlicher Geruch: Ziegenkäse! Der erfüllt unabänderlich jede Bauernhütte, jeden Brotbeutel.

Nun haben wir auf dem Col di Teghime den Paß über die Serra erstiegen; jenseits geht's durch glühende Sonne bergab. Am späten Nachmittag sind wir in Saint Florent. Das ist ein kleines Fischerneß an einem lieblichen Golf, der durch seine Langusten berühmt ist. Da geht's auf die Suche nach einem geeigneten Zeltplatz. Unsere Affen brauchen wir jetzt nicht mehr zu schleppen: ihrer hat sich mit lautem Hallo die Dorfjugend angenommen, hoffnungsvolle Sprößlinge der Banditi. Die helfen uns einen Lagerplatz finden, gegenüber dem Dorf, am sandigen Strand, da, wo der Allio in den Golf mündet. Eine böse Stechmückengegend übrigens, wie ich zum Glück erst später aus einem Buche über das korsische Fieber erfuhr. Gut, daß ich es nicht vorher gelesen hatte: wir wären unseres Lebens auf der Wanderung nicht froh geworden.

Morgen soll es weiter gehen. Die Sonne glüht. Der bloße Gedanke an unsere Affen treibt uns den Schweiß aus den Poren. Also: wie wäre es nun mit dem Esel?

Wir überlegen nicht lange. Wir gehen zum Maire, dem Dorfschulzen, der gerade vor dem Wirtshaus sitzt und seinen Apéritif nimmt. Ja, Esel gebe es genug auf Korsika, meint er, und gleich schickt er ein paar Jungen los, um die Kunde von dem beabsichtigten Eselkauf zu verbreiten. Bald sammelt sich viel Volk an; Eselein kommen angetrabt, und der Handel kann beginnen. Ob man auf Korsika ein Paar Stiefel kaufen will, ein Stück Speck oder einen Esel — oberstes Gesetz ist: Handeln! Man nennt das „arranger“. Da ist ein Alter, der schwört bei der Jungfrau und allen korsischen Heiligen, daß sein bourricoulo der beste, treueste, stärkste, gesündeste, genügsamste Esel der Insel sei. In allen Tönen preist er seine Hinterbeine; solche Hinterbeine habe man nie erlebt, solange er denken könne. Ein anderer übergießt uns mit einem Wortschwall von korsisch-italienischem Lobgesang auf sein gutes Grautier. Da ist ein junger, grauer Esel, der gefällt uns. Was er kosten soll? — 200 Frank! — Wir bieten 50. Da lacht jener verächtlich. Wir wollten ihn wohl ruinieren, meint er. — Gut, so lasse es! — Wir wenden uns zum Gehen. Da faßt er meinen Arm. Uns zuliebe will er den asinus für 100 Frank lassen. — Nein, wir haben gesagt: 50 — und wir verstehen uns auf Esel! — Nun wird er zornig. Bei Gott! wir seien schlimmer als Araber. Ein solches Tier! Er nimmt seinen Bourriquet am Hals und zieht davon. Warten wir ab! Nach ein paar Schritten geht er langsamer, er bleibt stehen, er wendet sich. „70 Frank!“ sagt er mit der Miene eines Mannes, der eine Schlacht verloren hat. Gut, es sei! 70 Frank — das sind 11 Mark. — Ein Handschlag; Heinz zahlt aus der Hordenkassette sieben schmutzige, blaue Papierlappen, und wir haben den Grundstein zu unserem Rennstall gelegt.

Aber ein Esel ist zu wenig. Wir brauchen mindestens zwei. Da ist noch ein Zigeuner, einen schönen, jungen, schwarzen Esel hat der. Nein, der sei ihm unverkäuflich; ohne den könne er nicht leben; sein Weib würde ihn totschlagen, wenn er das brave Tier verkaufe, die Freude und den Stolz seines wandernden Heims. Schade — wir gehen. Aber, ruft er uns nach, wenn wir ihn durchaus haben wollten — gut, für 250 Frank

„Nach einer Woche
gehörten Hero und
Leander mit zur
Horde. . .“



sei er feil. Denn das sei ein Esel! Ein Prachtstier! Den wir da vorher gekauft hätten, damit wären wir hereingefallen, der sei eine wahre Mißgeburt dagegen! Ein solcher Rücken, und die starken Beine, und dieser Charakterkopf! Er sprach ganz gerührt, mit innerer Wärme, der Zigeuner, und sehr schnell — Hermann hatte es längst aufgegeben, den Sinn seiner Rede zu entwirren. Nach einer guten Stunde hatten wir auch diesen Esel. 90 Frank mußten wir zahlen, 14 Mark.

Zwei lange Stricke erstanden wir noch, dazu ein paar Pfund Hafer; dieser war indes nur als ganz besondere Auszeichnung gedacht — im übrigen sollten die Grautiere auf Selbstverpflegung angewiesen sein; und da ein Esel alles frisst, was grünlich aussieht, und am liebsten die dornigsten Disteln, machte uns dies keine Sorgen. Übrigens, wenn ich sagte: Grautiere, so stimmt das nicht ganz. Denn der eine war pechschwarz und zudem eine Eselin. Denn Hans hatte inzwischen mit Scharfsinn und Befriedigung festgestellt, daß wir ein Pärchen gekauft hatten. Natürlich mußten unsere vierbeinigen Genossen auch einen Namen bekommen. Esel haben oft hochtrabende Namen; und so taufte wir sie in Erinnerung an eine P. Kellersche Eselgeschichte Hero und Leander — Namen, die sie anfangs grundsätzlich überhörten. Nach einer Woche waren sie daran gewöhnt; und oft in der Morgenfrühe, wenn wir aus dem Zelt krochen und „Leander!“ riefen, kam er erfreut angezockelt, Hero immer hinterdrein. Das war ihre Gewohnheit; sie ging überall brav hin, wohin der Mann sie führte. Sonst ist das ja wohl nicht immer so. Wir wollen nicht ungalant sein; sonst müßten wir noch sagen, daß der Mann durchaus klüger, weitblickender und interessanter war als sein Ehegespons. „Der hat Rasse“, wie Hans sagte.

Uns wäre etwas mehr Einfalt entschieden lieber gewesen, besonders in den ersten Tagen unserer Eserei. Piddler, Hermann, Heinz und Hans boten sich, vielleicht aus einem dunklen Drange innerer Verwandtschaft, begeistert als Eseltreiber an. Oh! in ihrem ganzen Leben haben sie nicht soviel und schön geflucht wie in den drei ersten Tagen ihres Eseltreiberdaseins. Unsere Esel waren noch ganz jung und hatten in ihrem bislang ungetrübten Leben noch niemals eine Last getragen. Als sie in unseren Besitz übergegangen waren und Hermann ihnen ein Stück Zucker hinhielt, da hatten sie einander zufrieden zu-

genickt, als wollten sie sagen: „Die Lausebengels sind gut. Wir haben unsere Lage verbessert.“ Daß das aber ganz anders werden sollte, wollten sie natürlich nicht einsehen; das widersprach ihren heiligsten Empfindungen. Besonders schien dies Leanders Manneswürde zu verletzen. Wir hatten keine Sättel; die wären zu teuer gewesen. Also legten wir den Tieren eine Decke über und packten die Affen, mit Riemen zusammengebunden, darüber. Soweit ging alles gut. Der Esel stand geduldig und wehrte sich nicht. Einem Kenner freilich wäre der vielsagende Blick nicht entgangen, mit dem der Eselmann die Manipulationen jener hergelaufenen Wandervögel begleitete. . . Und dann zog man los. Alles schien gut zu gehen. Dann aber wird Leander unruhig, er streicht kreuz und quer, beschnuppert den Boden, und als er ein weiches Plätzchen gefunden hat — knacks, sinkt er in die Knie, er legt sich lang hin, die Last rutscht herunter. Leander erhebt sich ruhig, steht harmlos und befreit neben der Bagage und schaut mit geheucheltem Interesse in die forstliche Landschaft. Und da Hero nun einmal geschworen hat, alles zu tun, was ihr Mann tut, wiederholt sich bei ihr der gleiche sinnvolle Vorgang. So ging es in den ersten Stunden unseres Eseldaseins alle hundert Schritt. Unsere Eseltreiber sind verzweifelt. Immer wieder wird aufgeladen; man streichelt die Esel, liebkost sie, gibt ihnen Zucker und Hafer und redet mit freundlichen Worten auf sie ein: „Lieber Leander, gute beste Hero, seid doch bitte vernünftig!“ Hero und Leander fressen fröhlich Zucker und Hafer; aber drei Minuten später liegt die ganze Beschercung wieder da. Die Pädagogik des Zuckers, Hafers und der Humanität erleidet ein jämmerliches Fiasko. Da erinnern wir uns eines alten Bauern in Bastia, der sich anderer, rabiaterer Mittel bediente, um seinen störrischen Freund an seine Pflicht zu mahnen. Einen handfesten Knüttel schneiden sich Heinz und Hermann; und schon sitzt Pidders solider Wanderstiefel — Schuhnummer 48 — da, wo der Eselrücken aufhört, einen anständigen Namen zu haben. Leander steift die Ohren: nun wird's Ernst, nun bleibt ihm wohl nichts andres übrig, als brav zu sein. Es geht schon besser. Nun trabt er — innerlich erschüttert — schon eine ganze Stunde, ohne abzuwerfen. Aber die Hitze, die Leander noch an den zwei ersten Tagen seiner Wandervogelfahrt einstecken mußte, hätten eine sensible Natur zum Selbstmord getrieben. Für den Fall, daß

„Dann steht wohl im
Schatten einer
Kastanie eine
fensterlose Stein-
hütte.“



Hiebe nicht genügten, hatte Heinz ein anderes probates Erziehungsmittel erfunden: dann wurde Leander zugeritten. Das war das Schlimmste für ihn, wenn Don Quichotte und Sancho Pansa hohe Schule ritten; dann wurde er lammfromm. Und wie lernten die Eseltreiber fluchen! Ganz neuartige, herrliche Flüche waren darunter; und wir haben viel Last gehabt, sie uns vor Düsseldorf wieder abzugewöhnen. Und Hero? — Nun, von ihr brauche ich nicht zu sprechen: sie tat alles, was ihr Mann tat. Wie sah man solche eheliche Harmonie. Hero war das in der Menschenpraxis nie erreichte Vorbild einer guten Gattin.

Nach einer Woche hatten wir unsere Brautiere richtig liebgewonnen; sie waren aus unserem Fahrtenleben nicht mehr wegzudenken. Sie gehörten mit zur Horde. Nachts, bevor wir ins Zelt krochen, suchten wir sie auf und wünschten ihnen mit einem freundschaftlichen Klaps gute Nacht. Sie waren irgendwo angebunden, am Baum, am Felsen, und schliefen oft im Stehen. Dann rieben sie erfreut ihren Kopf an unserem Körper. Fühlten sie sich einsam, schrien sie jämmerlich in die Nacht. Irgendwoher antwortete ein anderer Esel. Wenn sie nicht schliefen, fraßen sie. Ich glaube fast, sie fraßen selbst im Schlaf; denn morgens waren ihre Bäuche rund und prall wie Mehlsäcke. Im unbewachten Augenblick knabberten sie mit Vorliebe unser Brot an, und vor dem Hordenpott hatten sie gar keine Ehrfurcht. Das wurde gern verziehen, sie gehörten ja mit zur Familie; aber daß sie sich nachts gelegentlich losrissen und schnaubend Zutritt zu unserem Zelt verlangten, oder daß Leander zu nächstlicher Stunde seine Visitenkarte ausgerechnet vor den Zeltingang legte, so daß Sepp in der Frühe beim Herausfrieren unbedingt hineingreifen mußte; oder daß Hero Hermanns gute wollene Decke zu ähnlichen Manipulationen für geeignet erachtete — das ging doch fast über das erlaubte Maß der Vertraulichkeit hinaus!

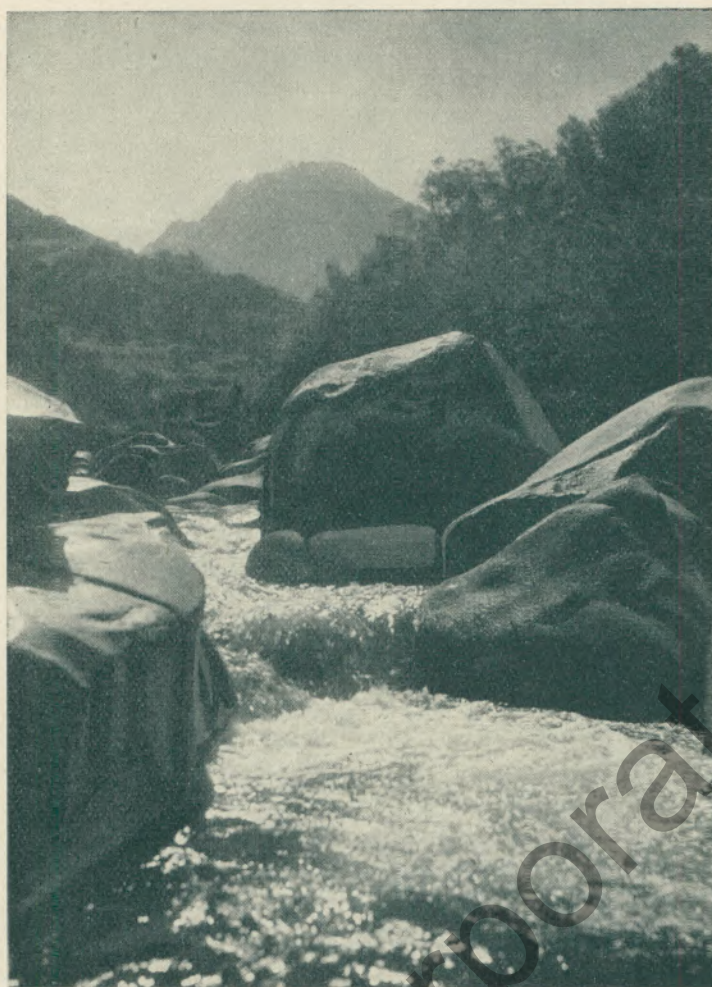
Das war wohl so eine kleine Eselsrache für all die Hiebe! Aber Spaß machte auch das — wenigstens den Unbeteiligten.

Überhaupt hätte unser Zusammenleben mit der Allmutter Natur nicht inniger sein können. Ich erinnere mich einer Mittagsrast. Da fraßen unsere Esel aus dem Hordenpott, Berni hatte Eidachsen im Brotbeutel, ich selbst Ameisen in der Marmelade, und Pidders Ziegenkäse wurde von Maden lebendig. Und alles hat gut geschmeckt!

Wir sind inzwischen durch das Désert des Agriates weitergezittert, eine wahre Wüste. Oft stößt man auf verfallene Häuser; entweder sind die Bewohner, der schweren Landarbeit überdrüssig, nach dem Kontinent ausgewandert, wie sie Frankreich nennen; oder auch man hat ihnen aus irgendeinem Grunde das Dach überm Kopf angezündet. Landflucht hat die Bevölkerung ergriffen.

Siedlungen im Gebirge finden sich nur da, wo eine Quelle das Erdreich fruchtbar macht. Dann steht wohl im Schatten einer Kastanie, eines Öl- oder Feigenbaumes eine fensterlose Steinhütte. Einfache, aber gastfreundliche Menschen haufen da, die dem Wanderer, gleichviel woher er komme, gern den kühlen Trunk reichen oder in den Schatten seiner Mauern laden. Menschen auch, denen bei all ihrer Armut eine edelstolzige Haltung eigen ist, die durchaus sympathisch wirkt.

Weiter ziehen wir durch das heiße Land. Herrlich, diese kersischen Quellen, die gerade dann im kühlen Schatten irgendeines Kastanien-, Oliven- oder Eukalyptusbaumes sprudelten, wenn man sich dem Verdürsteten nahe glaubte! Wie gut verstehen wir, daß die Alten ihre Fahrten und Heerzüge nach Pfosten zählten. Mitunter stößt man auf die Trümmer eines griechischen Wachturmes, aus jener Zeit, da Genua noch auf der Insel herrschte und die Korfen vergeblich an den Ketten der Fremdherrschaft rüttelten. Mitten auf einem



„Laut rauscht der
Porto durchs felsige
Tal...“

solchen Turmgemäuer haben wir eine Zeltnacht erlebt. Sonne lag auf den flachen Dächern der Dörfer, glühende Sonne auf der steinigen Straße, an deren Rändern es von Tausenden bunter Eidechsen raschelte. Da mochten wohl manchmal unsere Gedanken hinaufwandern in die Heimat, in die rauschenden Wälder des Schwarzwalds zumal, wo wir unsere Vuben mußten, unsere jüngsten Nimpfe, die unter Ralfs Führung zur ersten großen Fahrt ausgezogen waren. Wie oft, wenn wir ums Lagerfeuer saßen, haben wir an Hand ihrer Briefe, die uns auch im tiefen Korsika erreichten, in Gedanken ihre Wanderung durch den schönen deutschen Süden mitgemacht.

Wir wandern längs der felsigen Küste Korsikas. Es war einer unserer heißesten Tage. Im Schatten der Eukalyptusbäume hatten wir an einer *claire fontaine* das getan, was man auf Korsika so gerne und ausgiebig tut: *on a fait la sieste*. Und nun wandern wir schon mehrere Stunden durch die Glut des Nachmittags. Wir sind müde und unsere Esel auch. Lange ist's her, seit wir den letzten Brunnen fanden. Durst quält uns, und der Anblick all des unendlichen Salzwassers macht uns noch durstiger. Da begegnet uns ein Fischer, dort, wo der *Ostriconi* durch weißen Sand sein flaches Wasser in das Meer rollt. Dicht an der Küste, so sagt der Fischer, sei eine Quelle, die aus dem Felsen springe. Nach langem Suchen ist sie gefunden. Dort, am einsam-wilden Strand haben wir einige unvergeßliche Tage verlebt. Es ist ein Wandervogelparadies. Wir sind außer uns vor Freude. Die Esel werden abgeschirrt, die schnauben vor Vergnügen. Man baut das Zelt; man schleppt Holz herbei, daran ist kein Mangel; die See hat genug Balzen und Kloben an Land gespült — von welchen Schiffen, weiß keiner. Das Meer erglänzte weit hinaus; wir schwimmen durch die kristallklare Glut; noch weit draußen, bei zwanzig, dreißig Meter Wasser-

tiefe können wir jedes Steinchen, jede Muschel auf dem Grunde erkennen. Bunte Fische aller Farben, aller Formen schwimmen sorglos um uns her. Und in der Nacht erleben wir das Wunder des Meerleuchtens, und bei jedem Armzug, bei jedem Ausholen der Beine fällt es perlend wie silberne Tropfen von uns ab. Prinzen im Märchen — so ist uns zumute...

Wir wissen nicht, warum: wir müssen an Lapplands Seen denken. Die meisten von uns waren ja mit, damals. Hell sind auch jetzt die Nächte vom unbegreiflichen Gefunkel der Sterne. Weit, weit übers Meer blitzen die Leuchtfeuer von *Ile-Rousse*. Und wir sitzen am Zelt. Wir denken der Freunde daheim. Spät noch lodert die Flamme.

Felsnester kleben an den Bergen, durch die wir zogen, bevor wir nach Calvi kamen. Mitunter begegnete uns wohl ein Hirte, der unserem seltsamen Eselstransport verwundert nachschaute; oder ein Bauer, der des Weges ritt, hielt wohl sein *Grautier* an. „Ihr macht die Reise um die Welt?“ fragte er dann wohl. Daß wir aus Wanderlust wanderten, kann ein Korse nicht verstehen. Wie haben wir später gelacht, als uns die Bauernburschen von *Corcia*, die mit uns ums Lagerfeuer hockten, allen Ernstes fragten, wieviel man uns dafür bezahle, daß wir so zu Fuß durchs Land zögen. Öfters auch trafen wir Männer, die als Kriegsgefangene in Deutschland gelegen hatten. Die holten keredt ihre Erinnerungen hervor, versuchten auch mit kindlicher Freude durch ihre deutschen Sprachkenntnisse zu glänzen. Zuweilen beschränkten sie sich freilich auf die zwei Wörter: „*Morjen, Frollein!*“ Einer sagte, in Deutschland hießen alle Mädchen *Maria*. Von Düsseldorf mußten einige, daß da einmal so etwas wie ein Vampyr gehaust habe. „*Mais Coblence, c'est chic!*“ — Ja, wie werden diese Bauernburschen sich wohl über das Land der „*Barbaren*“ gewundert haben, über seine Sauberkeit und Hygiene zumal. Denn in der Beziehung haben wir auf Korsika

Wunderdinge erlebt, wie wir sie besser nicht vom Balkan kannten. Sehr empfindsamen Gemütern kann ich eine Tippelfahrt auf Korsika kaum empfehlen. Wie oft auf dem Lande, in Dörfern und Kneipen, haben wir auf die bescheidene Anfrage nach dem bewußten stillen, aber sehr notwendigen Ortschaften, dem cabinet, die verwunderte Antwort gehört: „Le cabinet, Monsieur? — mais le cabinet est partout!“ Und bei diesen tröstlichen Worten wies der Korse gelassen mit dem Arm weit übers Gelände, über Hecken und Mauern.

Calvi liegt hinter uns. Unter alten Olbäumen wandern wir nach Süden. Und so tippeln wir weiter durch die Einsamkeit der Balagne déserte. Der nackte Fels strahlt glühende Hitze aus. Anstrengende Marschtage, zumal für die nachkommenden Eseltreiber, deren laut anfeuernden Ruf „Dschinn — heuheu!“ wir mitunter auf Marschstunden hin vernehmen, wenn die Straße sich in einer ihrer endlosen Kurven am Hang eines tiefen Taleinschnitts windet. — Nach drei mühevollen Tagen hören wir das Rauschen des Porto, der laut und klar durch die Berge braust und am Golf von Porto ein Paradies von Eufalyptus, Feigenbäumen und Kastanien entstehen läßt.

Bald hinter Corsica tut sich der Wald von Mitone auf. Das wurde ein herrlicher Tippetag. Wie waren wir froh, wieder einmal im Schatten zu wandern! Der starke Duft des Harzes erinnerte uns an deutsche Fichtenwälder. Auf dem 1500 Meter hohen Col de Verghio hielten wir an einer klaren, eiskalten Quelle ausgedehnte Siesta. Erst mit der sinkenden Sonne brachen wir auf. Es dunkelte, die Nacht fiel über den Wald, und nirgendwo ein Platz, der zum Zelten geeignet schien. Überall Steingeröll und knorrige Wurzelwerk, dazwischen mitunter halbverwilderte Herden schwarzer Schweine. Endlich, im Wald von Valdeniello, unweit vom Forsthaus Popaja, eine kleine Lichtung. Da standen ein paar wohnliche Zelte. Dort blieben wir, müde, erschöpft. Bald traten die Insassen der Wohnzelte zu uns; es war ein Theaterdirektor aus Lyon, der Führer des Bundes „Jeunes Artistes“, der mit seiner Familie eine Autoreise durch die Insel unternahm. Hilfsbereit stellte er uns seine elektrische Zeltbeleuchtung und seinen Kocher zur Verfügung; und während unser Leewasser zu brodeln anfang, waren wir schon in angeregtester Unterhaltung. Man plauderte über alle möglichen Dinge, über Kunst, Theater, Literatur — er war ein vertrauter Freund von André Gide —, über Jugendbewegung und Wandervogel und scheute auch vor heikleren Themen wie Krieg und Politik nicht zurück. Das Versailler Diktat nannte er „une absurdité“, eine ständige Gefahrenquelle für die zivilisierte Welt. Bei aller sonst angebrachten Skepsis gewannen wir den Eindruck, daß er von ehrlichem Verständigungswillen beseelt war. Nicht wenig staunte er darüber, daß alle unsere Jungen sich mit ihm über diese Dinge in seiner Sprache unterhalten konnten; das machte ihm nicht wenig Eindruck.

Übrigens, unsere guten Esel! Ich habe lange nichts mehr von ihnen erzählt. Wir waren nachgerade einfach aneinander gewöhnt; sie hatten treu und brav unser Gepäck getragen — aber nun, in Corte, schlug die Trennungstunde. Wir wollten nämlich von Corte aus für eine Strecke die Eisenbahn benutzen, die von Bastia nach Ajaccio quer durch die Insel führt. Da konnten wir die Grautiere nicht länger gebrauchen. Wohl hatten wir allen Ernstes erwogen, unsere „bourricoules“ mit nach Hause zu bringen; was wäre das für ein Hallo gewesen, wenn wir auf der Shadowstraße zu Düsseldorf bei Walter mit wehenden Fahnen vorgeritten wären! Eine Fierde, ein belebendes Moment unseres Landheims sollten Hero und Leander werden! Aber, leider, es ging nicht; es wäre ein zu teurer Spaß geworden. So müssen wir sie wohl verkaufen, schweren Herzens. Wir hätten nie gedacht, daß man einen Esel so lieb gewinnen kann. Am Abend vorher geben wir ihnen den ganzen Hafenvorrat zu fressen, damit sie recht kräftig und wohlgenährt aussehen; und am andern Morgen ziehen Hans,

Heinz und Hermann los, um unsere Freunde zu jedem annehmbaren Preis loszuschlagen. Bald finden sie einen Mann, der sich gewillt zeigt. Mit abschägendem Blick mustert er das grau-schwarze Paar. Er prüft die Hufe, er betastet die Beine, beklopft den Bauch und schaut ihnen lange nachdenklich ins Maul. Hero und Leander scheinen die Prüfung bestanden zu haben; denn er bietet fünfzig Frank. Aber Heinz lächelt verächtlich. Ob er so aussehe? meint er und wendet sich zum Gehen. Und nun wiederholt sich der gleiche Vorgang wie damals auf dem Markte von Saint Florent, nur in umgekehrter Richtung. Freilich — diesen alten Korser auf den Ersehungspreis von 160 Frank treiben zu wollen, wäre Vermessenheit gewesen; aber es spricht für die geschäftliche Tüchtigkeit unserer Eselhändler, daß sie immerhin das Doppelte des ersten Gebotes, nämlich 100 Frank, erzielten. Es fehlte ihnen nur an Zeit, um den Verkaufspreis noch zu steigern — unser Zug fuhr in einer Stunde! — und für dergleichen Geschäfte hat man auf Korsika schon einen halben Tag nötig.

So aber hatte uns die ganze Eserei auf den Kopf eine Reichsmark gekostet — und das war sie wahrhaftig wert gewesen!

Der August ist vorüber; man muß leider, leider an die Heimfahrt denken. Der Zug nähert sich der Küste, schon wuchern Kakteen längs der Bahnstrecke; und schließlich ist Ajaccio erreicht. Eine herrlich am weiten Golf gelegene Stadt, mit Palmen, viel Sonne, buntem, lautem Volk, unzähligen Kneipen und unendlich viel Schmutz.

Korsika war zu Ende; zurück blieb der Duft des Maquis, zurück die weißen Straßen, die Kastanienwälder und Olivenhaine, zurück unsere lieben, braven bourricoules. Am Leuchfeuer der Iles Sanguinaires vorbei fahren wir auf dem Zwischendeck des Dampfers „Pascal Paoli“ in einen herrlichen Abend. Wir haben uns auf dem hohen Vorschiff niedergelassen und singen, der schwindenden Küste zugewandt, der seltsam-schönen Insel das letzte Fahrtenlied.

Am andern Morgen: Marseille! Aber seltsam: wir sind mit einem Mal unruhig geworden, wir sind zwischen Fahrt und Heimkehr. Sollen wir noch über Paris nach Hause fahren? — Nein, nein, laßt uns das große Erlebnis der Fahrt nicht verzetteln! Wir nehmen den Nachtschnellzug nach Straßburg. In der Morgenfrühe begrüßt uns ein Zugschaffner: „Grüß Gott, die Herren! Wo kimmet Ihr denn no?“

Der erste Deutsche. Straßburg — Name schmerzlichen Klangs. Gewaltig packte uns das Deutschtum dieser Stadt, als wir in stummer Ergriffenheit durch das wundervolle Mittelschiff des Münsters schritten und die große Rose über dem Hauptportal in märchenhaft schönen Farben erglühete, als in den mittelalterlichen Gassen an der Ill immer wieder deutsche Laute an unser Ohr drangen. Wehmütig aber stimmte es, zu sehen, wie alle deutschen Namen auf Straßen- und Firmenschildern durch fremde ersetzt sind; wenn man da auf dem Schaufenster eines ehrsamten Bäckermeisters liest: „Jacques Knöderle, Boulangerie, Pâtisserie“, oder bestenfalls ein doppelsprachiges Schild eine Gastwirtschaft anzeigt.

Noch ist es nicht die Heimat. Erst als wir die Rheinbrücke überschritten haben, die Straßburg mit dem gegenüberliegenden Städtchen Kehl verbindet (oder besser: von ihm trennt!), erst da sind wir in Deutschland — und da grellt uns als erster Gruß der blutrünstige Wortlaut halbzerissener Wahlplakate entgegen!

Und trotz alledem: wie schön ist Deutschland! Keiner von uns konnte sich dem Erlebnis der Heimat entziehen, als wir an jenem ersten Abend durch die Straßen der Kleinstadt schlenderten, wo links und rechts die blühblanken Häuschen stehen und die Gasthöfe zum Anker, zum Hechten, zum Hirschen, zum Köffel zu gemüthlicher Einkehr laden. Wo aus gequälten Gesichtern immer noch der Wille zur Arbeit, zur aufbauenden Tat spricht.

Alte
Schwarz-
wälderin.



Lichtbild:
Heinrich
Winterer.

Frau und Volkstum.

Von Maria Kahle.

Mutter-Erde, Mutter-Sprache nennen wir den heiligsten Besitz eines Volkes.

Frau und Volkstum — ein geheimnisvolles Hin- und Herfluten erdnaheer Kräfte und Ströme!

Aus dem Brunn der Ewigkeit hebt die Frau das Leben in die Welt. Am uralten flutenden Born der Geschlechter ist sie die Empfangende, die Austragende und Schenkende im Materiellen und im Geelischen.

Lebenshüterin im Volkstum, Bewahrerin und Spenderin, ist die Frau. In ihr ruht der mystische Urquell, sie ist, elementar gebunden, näher der Natur und näher dem Wurzelgrunde der Volkheit als der bewußt gestaltende, allen Rätseln der Schöpfung nachforschende Mann, dessen Geist den Weltenraum durchfährt.

Und es ist nicht nur ein dichterisches Gleichnis, wenn Faust, der unersättlich nach Laten und Erleben Schweifende, zu den Müttern niedersteigen muß, um sich zu erlösen.

Der Mann ist Gestalter und Wächter des Staates, des Vaterlandes, seines Besitzes und seiner Ehre; er formt das

geistige Gut eines Volkes, er ist der Tätige, Schöpferische, Unrastige, Bewegte — aber er sucht die Stille, in die er mündet, er ersehnt die heilige Ruhe und die geheimnisvolle Tiefe, das blinde Wissen des Erde und Himmel nahen Weibtums.

Ihr Männer erwandert Gebirge und seid gewaltig,
Wenn ihr euch Gipfel unter die Füße türmt
Und steht, von den Winden der Weite umstürmt,
Und Eternrätsel deutet und Wunder vielgestaltig.
Aber das Weiß Mutter
Wächst aus Urgründen empor,
Wurzelnd im Erdgeheimnis
Steht es ragend.
Im Lichte Gottes das Antlitz!

Mehr und mehr gewinnt in unserem Bewußtsein das Bild der Verfallszeit, die wir schon fast überwunden haben, an Geschlossenheit; mit Erschrecken erkennen wir, wie alle Verfallerscheinungen aus einer einzigen kranken Wurzel wachsen:

die Weltanschauung des Materialismus, die Herrschaft des Intellekts, schrankenloser Individualismus machten die Kräfte des Volkstums siechen, rissen die Frau aus ihren wesenhaften Bindungen, schufen jene mechanisierte Welt, die dem deutschen Menschen, seiner Seele, seinem Gemüte Volkstod bedeutet. Aber in der tiefsten Not brach das Heimweh auf. Bricht auf als Abwehr gegen alles, was nicht wesentlich, lebendig dem Leben dienend ist. Bricht auf jäh und elementar.

Anders ruft das Heimweh heute aus den Massen, die ent-wurzelt, aus den Bindungen des Volkstums gelöst, gelöst von Mutter-Erde, Tradition, Gemeinschaft in der Industriewelt die ganze Brutalität eines mechanisierten Lebens erlitten haben. Sie wollen zurück: alle, die noch Abglanz der alten Mütterheimat im Herzen tragen, alle, die Heimweh haben nach Erde, nach eigenem Boden, nach Einswerden von Mensch und Erde, alle, die Heimweh haben vom Ich zum Wir, Heimweh aus der verzweifeltsten Einsamkeit des Massenmenschen, des nur arbeitenden und genießenden Menschen nach Gott — Heimweh aus Steinen, aus der Großstadtversteinung, aus dem Maschinendienst, nach Lebendigem.

Darum glaube ich an die Zukunft des deutschen Volkstums, weil dies Ewige, Ursprüngliche, dies Erbe aus Bauernland, Volkstumsland mächtig geworden ist, mächtiger als Wolkenkratzer und Titanentürme, mächtiger als die Vergnügungspaläste, ja mächtiger als das, was die Großstadt den Massen zu bieten vermag: Brot und Spiele. . . Seht die Tausende, die anstatt ins Kino, in die Vorkämpfe, in die Ballsäle zu gehen, mit müden Gliedern in den Schrebergärten werken, Erde atmen, Erde riechen, eine Blume in den rauen Händen halten. . .

Ich weiß es, daß ihnen diese kleine Commerblume mehr von Gott sagt als eine Predigt oder eine Morgenfeier im Rundfunk.

Das ist die tiefe Sehnsucht dieser Menschen: ein Stück Erde haben, Heimat haben, mehr haben als Essen und Trinken und Arbeit, mehr haben als die Dinge, die man mit Händen greifen, mit den Sinnen erfühlen kann, mehr haben als das, was der Tag ihnen schenkt — Ewigkeit!

Sie lebten ja nur für den Tag. Sie wissen kaum noch von Vergangenheit. Wo ist die Erde, über die ihrer Ahnen Füße gingen? Sie schreiten auf dem Asphalt, durch den dringt nicht das Blut der Muttererde.

Mutter-Erde. Sie leben nur für den Tag. Die Sagen und Lieder aus der Vergangenheit, der Geschichte des Volkes ziehen fern an den Mietskasernen der Industriestadt vorbei. Sie kennen kaum ihren Nachbarn. Volk? — Was sagt ihnen dies Wort? Ewigkeit? Was wissen sie von morgen! Was fragen sie nach den Kommenden? Nur wer bewußt in seinem Volke, mit seinem Volke lebt, weiß von der Ewigkeit hienieden.

Aus den Massen der Großstadt ruft einer dieses Wort: Ewigkeit! — Wie klingt es fremd in jener Welt! Er ruft es mit bitter verzogenen Lippen, er stößt mit den Händen, als stieße er für sein ganzes Geschlecht von sich dies stumpfe Knechtsdienen an der Maschine, für Brot und Spiele, ja für Brot und Spiele, für nichts mehr; aber wir wollen mehr, mehr, mehr! Wir wollen Ewigkeit!

Deutsches Blut, bist du endlich wach geworden? Deutsche Seele, ruffst verzweifelt, weißt nicht, wer dir die Stimme gab, aber du mußt rufen, rufen, das Land übergellen, den Lärm, das Getöse der Maschinen, das Geheul der Massen über-gellen. Ewigkeit, Ewigkeit!

Fern, ferne liegt ein Stück Ahnenland, das Korn reift und duftet, eine Lerche singt — dort hallt dein Ruf wider: Ewigkeit!

Arbeitslose wandern ins Land. Junge Menschen, die es bis zur Verstumpfung ertragen haben, das untätige Warten, das nutzlose Verschleudern der Tage, das hoffnungsleere Harren vor geschlossenen Werkhallen und Maschinensälen. . .

Nun gehen sie ins Land zu freiwilligem Dienst; sie roden in der Odnis, sie arbeiten im Moor, sie bauen Straßen, sie stehen bis an die Knie im Schlamm der Hochwasserflüsse, sie folgen jedem Ruf, der ihnen Arbeit verspricht, tapfer, bereit! Angestellte, Studenten, Arbeiter, Handwerker — sie sind der Vor-trupp jener Millionen, die hinter ihnen in der Industriestadt blieben, die ihnen den Ruf ihrer Sehnsucht nachsenden: Dienst am Lebendigen! Erde, Siedlung, Lebensraum für uns und unsere Kinder!

Das alte deutsche Verlangen nach einem Stück eigenem Boden, ja nach Dienst an Lebendigem, treibt sie, Zeugnis und Bereiter der Wende in unserem Volke zu sein. Aus dieser halb-vernünftigen deutschen Jugend, die begonnen hat mit frei-willigem Dienst, die den Weg zur Siedlung sucht, Rückkehr zum Bauernland — aus dieser Jugend, die mutig und rauh, allen großen Worten abgewandt — wie einst im Weltkrieg die Frontsoldaten — dient, aus ihr wird deutsche Erneuerung wachsen; in den Siedlungen, die sie baut, wird deutsches Volks-tum wieder eine Stätte haben.

Bin ich vom Thema abgeschweift? Frau und Volkstum — Verfall und Auferstehung unseres Volkstums, an wie vielen Bildern, Erscheinungen ließe sich heute beides dartun! Gewiß, dies alles hat nichts mit der deutschen Frau zu schaffen, wenn sie sich mit ihrem Einzeldasein oder mit ihrem begrenzten Wirkungsbereich abseits stellt, wenn sie nicht die Verant-wortung empfindet, die ihr einmal schon als einem deutschen Menschen auferlegt ist durch ihr Hineingeborensein, vielmehr durch Herausgeborensein aus dem deutschen Volkstum, in dem sie verhafter ist durch Stammesart und Sprache und Kultur und Geschichte, ob sie will oder nicht will!

Du darfst dich nicht sondern und sagen:

Ich lebe in meiner Welt!

Dein Volk hat dich geboren,

Ihm bleibst du zugesellt!

Aber als Frau wird sie gerufen von noch größerer Verant-wortung und Aufgabe: ihre fraulichen Mächte, die Kraft der Befeehlung, das Wirken des Gemütes, in ihr Volk strömen zu lassen, Hüterin, Erhalterin, Neubeleberin des Volkstums zu sein! Mutter — Mutter ihres Volkes zu sein! Mitzulieben, mitzuliden, mitzutragen sind wir da. Unsere bewahrende Fürsorge, von der Natur dazu geschaffen, das Lebendige zu schützen, ihm Raum zu bereiten, aber auch zu kämpfen gegen die lebensfeindlichen Gewalten, gibt uns hohe Berufung im Volke.

Tief ergriffen hat mich stets das Bild der alten heffischen Bauernfrau in Niederzwehren, zu deren Füßen der geistgewal-tige Forscher Grimm saß, ihren Märchen lauschend und sie niederschreibend in ihrer von aller Verbildung bewahrten Mutter-Sprache, der urtümlichen Sprache der Volkheit.

Heute, da wir Frauen nicht nur mit blindem Wissen das Erbe der Volkheit in Händen halten, da wir zur Bewußtwer-dung unseres Volkstums gelangen — da aus dem Kampf der Frauenbewegung uns die Gaben der Freiheit des geistigen Ringens, der erworbenen Kenntnisse und wissenschaftlicher Wertung wurden, heute muß die hohe Zeit der deutschen volks-bewußten kultur-schirmenden Frau kommen. Alles, was in unserem Volke heute Aufbruch zum Wesentlichen ist und damit zum Urdeutschen, jede Auseinandersetzung, die um das letzte Ewige geht, muß uns als Führerinnen, als Mittragende, Mit-ringende sehen. Die Frau, die mit ihrer Familie lebt und leidet, die Mutter, die mit ihren Kindern ein vervielfachtes Dasein lebt, sie wird aus diesem Urgefühl heraus die Forderung ver- stehen, über solch kleinen Ring hinweg ihr Leben auszuweiten in den großen Ring des Volkes. Mütter des Volkes sollen wir sein!

Einsame Musik.
Gemälde
von
Wilhelm Heise.



Rundfunk und Schallplatte als Träger oder Mittler musikalischer Bildung.

Von Paul Duabek.

Was ist musikalische Bildung? — Vor einigen Tagen saß ich neben dem Organisten einer großen Kirche auf der Orgelbank. Er war ein älterer Herr, den ich aus mancher Begegnung kannte, kein Künstler großen Stils, aber ein feiner und tief empfindender Musiker, den ich nicht nur wegen seiner musikalischen Bildung, sondern auch wegen seiner Menschenbildung besonders hochschätzte. — Auf dem Notenpult lag die Totenmesse opus 150b von Griesbacher für eine Solostimme mit Orgel. Dampfe, schwere Stimmen leisteten das Kyrie ein, zartere wechselten mit ihnen und mischten sich unter die weiße, volle Menschenstimme, die zeitweilig bescheiden zurücktrat, um dann um so lauter zu klagen und zu bitten oder geträumt zu schweigen. Dabei sehe ich noch die Hände hier und dort unauffällig ein Register bewegen, die ganze Gestalt wie im Schmerz der Dissonanzen sich krümmen und wieder aufrichten. Die Finger graben sich in die Tasten ein, einmal hart und ungestüm, als müßten sie dort mit einem Schicksal ringen, einmal zart und innig, als seien sie um etwas Kostliches besorgt, das ihnen die schnelle Stunde wieder entreißen könnte. Aber immer scheint es, als seien diese Hände wie Bildhauerhände, die irgendwie etwas

Lebendiges gestalten, die ein Stück ihrer heißen Seele hier in lebendige, musikalische Form zwingen. Ernst und tiefe Ehrfurcht, Hoffen und Bangen, Bitten und Vertrauen, alles Große, dessen die Menschenseele fähig ist, zittert durch den hohen Raum, der mit seiner ernsten Feierlichkeit alle Tore zur Außenwelt verriegelt. Da wird die Musik zu einem lebendigen Schwingen von Mensch zu Mensch, einem persönlichen Nabe-sein in der Geschlossenheit von Raum und Zeit einer Feierstunde. —

Auf dem Heimweg mußte ich an stille Familienstuben denken. Junge Menschen singen beim Schein einer Kerze einfache alte Choräle. Kinder und Eltern erfreuen sich am Volkslied, musikhungrige Spieler mühen sich ernsthaft um einen kleinen Satz für Gitarre, Geige und Flöte. Sommerbende steigen auf, die erfüllt sind vom Singen wandernder Jugend. Draußen auf einem Bergtzel hat sie sich im Kreise gelagert, den Blick weit in die Lande gerichtet, als wollte sie mit ihrem Liede auch die schöne deutsche Heimat und ihre Menschen, mit denen sie so oft gesungen hat, umspannen. Dann bin ich wieder im Geiste im Bergischen Dom zu Altenberg. Die Kölner Chorknaben singen Bruckners siebenstimmiges „Ave Maria“,

aber mit einer Tiefe und Innigkeit, als ahnten ihre jungen Seelen etwas von der großen Liebe, mit der der Meister dieses Werk geschrieben hat. Junge Industrielehrlinge sah ich in ihrem Orchester spielen. Sie übten das Andante cantabile con moto aus der Ersten Symphonie von Beethoven, nachdem sie vorher, wie mir der Leiter erzählte, zwar mit größter Anstrengung, aber auch mit wahrer Begeisterung für diese Köstlichkeit Schuberts Follensquintett bewältigt hatten. —

Aber . . . wo immer — hier wie in jedem anderen Falle — Musik lebendig wurde, stets war es das Persönliche, das Einmalige, die organische Gebundenheit an Ort und Zeit und an die gegebenen Kräfte, die das Wesen echter musikalischer Bildung und echter Bildung überhaupt ausmachen.

Und nun: Können Rundfunk und Schallplatte in diesem Sinne grundlegende musikalische Bildung vermitteln?

Die Frage nur mit einem eingeschränkten „Ja!“ beantwortet heißt nicht die Bedeutung dieser beiden wichtigen Faktoren im heutigen Musikleben irgendwie schmälern wollen, es heißt vielmehr, ihre Grenzen sehen.

Niemand wird, um die Einschränkungen vorwegzunehmen, bestreiten, daß jede Überfütterung mit geistiger Kost oberflächlich und ehrfurchtlos macht, besonders dann, wenn man die natürliche Ordnung der Tages- und Jahreszeiten nicht mehr einhält. Abendlieder singt man nicht am Morgen, Sätze aus „Fidelio“ und „Lohengrin“ soll man im allgemeinen nicht bei Zeitung und Mittagessen hören. Die Einheit von Leib und Seele verlangt auch hier eine Haltung, die dem Ernst der Sache entspricht.

Jeder wird ohne Widerspruch zugeben, daß erst das persönliche Musizieren mit dem erworbenen Gut auch die Freude des Erfolges bringt. Was bedeutet für den schaffenden Künstler ein neues Werk, an Kraft und Mut, Antrieb und Begeisterung? Wer wollte behaupten, daß eine Darbietung des Rundfunks oder auch die beste Schallplatte derartige Kräfte auslösen könnten? Die einwandfreieste Wiedergabe eines Werkes kann niemals Ersatz bieten für die angespannte persönliche Hingabe. Hier liegt die besondere Stärke der Hausmusik. Sie ist zwar unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse und unter dem Einfluß des Rundfunks stark zurückgegangen, wird aber, sobald die Grenzen des Rundfunks im Bewußtsein der Öffentlichkeit mehr und mehr hervortreten, wieder ihr altes Gewicht bekommen. Der Deutsche mußte schon sein tiefstes Wesen, den Zug zum Individuellen, verleugnen, wenn er dieses sein altes Vorrecht aufgeben wollte.

Vom Rundfunk aus gesehen, fallen auch die starken Werte gemeinsamen Musizierens, wie es die Jugendbewegung in der Singgemeinde wieder pflegt; es sei, man werte eine Übertragung als Anstoß zu eigenem, nachschöpferischen musikalischen Wollen und Können. Gemeinschaftliches Musizieren aber würde sicher die Gefahr der Vereinzelung in Familie und Volk viel leichter bannen können, als es der Rundfunk vermag, der die persönliche Hingabe der einzelnen an die gemeinsame Sache zum mindesten ausschaltet. Man wird einwenden, daß es noch der Erziehung bedürfe, um die Menschen für das gemeinsame Hören zu schulen. Zugegeben! Dennoch bleibt die Musik ausübende Gemeinschaft stets lebendiger, konkreter und persönlicher. Zudem ist das Leben heute von allen Seiten durch die Mechanisierung bedroht, so daß es sich empfiehlt, die wenigen Drehpunkte echten persönlichen Lebens mit allen Kräften zu halten. Der jüngst verstorbene Pädagoge Kerschensztein hat einmal gesagt: „Es gibt etwas in der Welt wie echte Meisterlehre. Ihr Geheimnis ist die persönliche Berührung des Reifens und des werdenden, des Könnenden und des Emporstrebenden auf dem Boden der konkreten Aufgabe.“ Und wem wäre wirklich nicht schon ein Kunstwerk zu einer neuen Offenbarung geworden, wenn ihm einmal ein großer Künstler den Weg in seine Geheimnisse zeigte?

Die damit auftauchende Frage, ob unsere Kinder im Zeit-

alter des Rundfunks und der Schallplatte noch eine musikalische Ausbildung erhalten sollen, ist damit ohne weiteres entschieden, denn keine noch so feine Technik kann den lebendigen Menschen ersetzen. Technik soll immer das bleiben, was sie ist: Dienerin der Menschen.

Von diesem Standpunkt aus gesehen, haben auch Rundfunk und Schallplatte ihre große Bedeutung, denn hat man einmal im eigenen musikalischen Erleben einen Maßstab gefunden, mit dem man neue Eindrücke messen kann, dann eröffnen die Darbietungen durch Rundfunk und Schallplatte unzählige Wege in den Reichtum der Musik. Da gibt es ein Suchen und freudiges Wiederfinden, ein starkes Sichgegenseitiganregen, ein gemeinsames gründliches theoretisches Erarbeiten und ein wunderbares Entdecken neuen Landes. Vor allem die ganz große und seltene Musik wird dem Suchenden hier zugänglich, jene Werke der großen Meister, nach deren Aufführung sie sich selbst ein Leben lang gesehnt haben. Niemand könnte sie selbst erarbeiten, aber der musikalisch Gebildete kann ihnen folgen, weil er ihre Elemente längst kennen und lieben gelernt hat. Alle große Kunst ist einfach. So führen Bachs „Zwei- und dreistimmige Inventionen“ auch unmittelbar zum Verständnis seiner großen Werke; und wer wollte abwägen, ob seine innigen Lieder oder seine mächtigen Orgelwerke reifer und größer sind. In beiden lebt der ganze Bach.

So kann der Rundfunk dem ernsthaft Strebenden in Wahrheit eine Hochschule der Musik werden, wenngleich zugegeben werden muß, daß nur eine ganz starke Selbstsucht zu diesem Ziele führt. Mit Freuden denke ich da an einen Zyklus sämtlicher Beethoven-Sonaten oder an eine Sonntagsfolge von Bach-Kantaten, an seine Volksliederstudien und Kompositionenabende. Sehr beachtenswert sind die Versuche, Klaviersätze, Trios und kleine Partituren mit dem Hörer zu erarbeiten. Am liebsten aber erinnere ich mich einer späten Abendstunde, in der ich im Rahmen der Symphoniekonzerte Bruckners Fünfte in B hören durfte. Es war eine Stunde einsamer Zwiesprache mit dem großen Meister, der in frommer Einfachheit seine Neunte dem lieben Gott gewidmet hat. Keine rauschende Garderobe des Konzertsaals, und keine Unterhaltung stört mehr die Stille; die Seele ist ganz nach innen gekehrt und an die Sache hingegeben. Das ist es, was der Rundfunk unbedingt dem Konzert voraus hat: jene starke Konzentrationsmöglichkeit. Selbst die Gemeinschaft braucht nicht leer dabei auszugehen. Die Anregung zur Bildung von Hörgemeinschaften zeigt sicher die Ernsthaftigkeit des Rundfunks und den Willen, seine Möglichkeiten voll auszuschöpfen. Das Gelingen ist wie immer in die Hand des Menschen gelegt.

Im Menschen selbst liegt also letzten Endes auch die Entscheidung über das „Was?“ der Darbietungen des Rundfunks. — Wie kommt es, daß so manches mit starkem formalen Können und mit größtem Aufwand geschaffene Werk unserer Tage nicht so packt wie ein paar Takte Bach oder Beethoven? Ich glaube, es liegt daran, daß die Kunst nur dem ihr Geheimnis preisgibt, der sich in Demut vor dem Höchsten beugt. Von jeher ist echte musikalische Bildung auch an echte Menschenbildung gebunden gewesen. Darum darf der Künstler auch vor den letzten Lebensfragen nicht ausweichen. Sein Werk muß über ihn selbst hinauswachsen ins Ewige und Zeitlose, sonst bleibt er ein glänzender Könnler und wird kein Schöpfer. Heute flieht so mancher ins große Orchester, weil er sein Unvermögen spürt, der einfachen Melodie einen Inhalt zu geben. — Wenn aber ein großer Künstler kommt, der wieder die einfache Melodie wagt, weil er ihre Tiefe kennt, dann liegt es am Hörer, ob jener eine Gemeinde findet, die ihn trägt. Wollen wir dieses Ziel erreichen, dann dürfen wir in unserer musikalischen Ausbildung nicht beim formalen Können stehenbleiben, sondern müssen weiter vorstoßen zum Inhalt; denn auch die Kunst ist sich nicht Selbstzweck, sondern muß dem Höchsten dienen.



Das Orchester der Lehrwerkstatt der Dortmunder Union (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Normalstärke 25 bis 30 Jugendliche. Derzeitige Besetzung: 11 Violinen (1 Schlosserlehrling, 4 kaufmännische Lehrlinge, 1 Laborantenlehrling, 2 Jungfacharbeiter, 3 Kaufmannsgehilfen), 10 zweite Violinen (1 Schlosserlehrling, 1 Schmiedelehrling, 2 Elektrikerlehrlinge, 2 Laborantenlehrlinge, 1 Kaufmannslehrling, 1 Bratscher (Dreher), 2 Cellisten (Dreher und Schlosser), 1 Bassist (Schlosser), 1 Flötist (Schlosser), 1 Trompeter (Kaufmannsgehilfe), 1 Pianist (Kaufmannsgehilfe).

Zahl der Ausgebildeten: 140 Geiger, 2 Bratscher, 2 Cellisten, 2 Bassisten, 2 Flötisten, 2 Trompeter und 5 Klavierspieler = 155 Jugendliche.

Lehrlinge spielen Beethoven ...

Die Sinfonie der Arbeit und ihr Ausgleich in der Sinfonie der Töne.

Von R. Rüdiger.

Industriellehrlinge spielen Beethoven ...? Der Leser wird wahrscheinlich ebenso bedenklich den Kopf schütteln, wie seinerzeit der Schriftleiter, als er vor genau einem Jahre nach Dortmund fuhr, um sich pflichtschuldig den „Beethovenabend der Musikgruppe der Lehrwerkstatt der Dortmunder Union“ anzuhören.

Und dann saß man in irgendeinem schmucklosen Turnsaal, auf behelfsmäßig gezimmertem Podium stimmte eine Schar junger Musikanten ihre Instrumente, der Dirigent hob den Taktstock und — nach dem Einfaß und den ersten Taktten des „Türkischen Marsches“ stand man unter einem Bann, der seine beiden Höhepunkte im „Andante Cantabile“ der 1. Sinfonie und dem Vorspiel zu „Coriolan“ erreichte. Denn was man hörte und sah, war ein Klangkörper, der bis ins letzte auf den Stabführer eingestellt und dabei von einer Hingabe an das Werk beseelt war, die auch die schwierigsten Stellen im wahrsten Sinne des Wortes spielend überwinden ließ.

Der Gesamteindruck: Ein — abgesehen von der Wiedergabe der Klavierfonate, die an den Ausführenden zu hohe Anforderungen stellte — in jeder Beziehung musterträchtiges Konzert, gleichzeitig aber auch ein Beweis für den geistigen und seelischen Hochstand des jugendlichen Nachwuchses unserer Industriearbeiterschaft im Ruhrgebiet, der Wert und Erfolg zeitzeitlicher Lehrlingserziehung, die den ganzen Menschen zu fassen und zu formen versucht, eindrucksvoll beleuchtete.

Was hat ein Eisenhüttenwerk mit der Musik zu tun? Zwei weitauseinandergehende Begriffe. Das Werk gibt die Erlaubnis zur Bildung eines Jugend-Streichorchesters und trägt die ganz erheblichen Kosten, die zur Beschaffung der Instrumente und Noten nötig sind; stellt einen schönen, geräumigen Musiksaal mietfrei zur Verfügung; Licht und Heizung werden als selbstverständlich hingenommen. Das Werk stellt und bezahlt die Lehrkraft. Der Unterricht ist für die Lehrlinge freiwillig und kostenlos.

Was bezweckt das Werk damit?

Unserer Musikerziehung liegt eine bestimmte pädagogische Absicht zugrunde. Sie ist nicht politischer Art. Der junge Mensch soll zunächst in ein Verhältnis zur Musik überhaupt gebracht werden. Aus diesem Grunde sehen wir weniger auf die Erreichung technischer Fertigkeiten auf irgendeinem Instrument. Es sollen nicht Höchstleistungen, Kanonen, gezüchtet werden, sondern die wesentliche Aufgabe unserer Jugendmusik-

pflege liegt vielmehr in der Bildung einer Musikalität, das ist Ausbildung der musikalischen Anlagen und Entwicklung eines gesunden Geschmacks. Jeder, der Musik treibt, weiß, daß ein tieferes Eindringen in die Musik nur bei eigener musikalischer Ausübung möglich ist. Die höchsten Werte deutscher Kultur liegen in der deutschen Musik; auch übt die Musik, wie die Erfahrung lehrt, einen besonders starken Einfluß auf die seelische Haltung der Jugend aus. Der junge Facharbeiter soll in der Musik Erholung und Erbauung und neue Kraft für den Alltag finden. Ein Nachwuchs veredelter, innerlich ausgeglichener Facharbeiter ist der Gewinn.

Die Musikgruppe besteht seit acht Jahren. Aus kleinen Anfängen heraus bildete sich ein ganz ansehnliches Streichorchester, das, mit entsprechendem Maßstab gemessen, recht beachtliche Leistungen aufzuweisen hat. Der Wille, gute Musik zu erfassen, ist immer vorhanden. Musterträchtig versuchte das Orchester die ihm gestellten Aufgaben zu lösen.

BEETHOVEN-ABEND

DER MUSIKGRUPPE DER LEHR-
WERKSTATT AM 5. MÄRZ 1932

VORTRAGSFOLGE:

1. Op. 113 Türkischer Marsch
aus „Ruinen von Athen“
2. Op. 20 Menuett aus dem Septett
3. Op. 21 Andante cantabile con moto
F-Dur aus der 1. Sinfonie
4. Op. 24 Letzter Satz Rondo F-Dur aus
der Frühlings-Violin-Sonate
5. Op. 26 Klaviersonate As-Dur
Andante con variazione
6. Op. 33 „Bagatelle-Menuett“
für drei Violinen und Cello
7. Op. 46 „Adelaide“
für Flöte und Klavier
8. Op. 62 Ouvertüre C-Moll
zum Trauerspiel „Coriolan“
9. Op. 48 Nr. 4, Hymne „Die Ehre Gottes
in der Natur“

SCHULFUNKSENDUNG

DES WESTDEUTSCHEN RUNDFUNKS

am 3. Oktober 1932, ausgeführt durch das Jugend-
streichorchester der Lehrwerkstatt der „Dortmunder
Union“ (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft)

VORTRAGSFOLGE:

1. a) Sarabande. Spanische Tanzform.
b) Giga. Englischer Tanz.
Corelli, 1653—1713. Herausgeg. von P. Manderscheid.
2. Gavotte. Ein im 17. Jahrhundert aufge-
kommener Tanz.
Von Joh. Seb. Bach, 1685—1750.
3. a) Bourree. Altfranzösischer Reigen.
b) Largo. Arie a. d. Oper „Xerxes“.
Von Georg Friedr. Handel, 1685—1759.
4. Menuetto-Moderato a. d. Militärsinfonie.
Von Josef Haydn.
5. Drei Stücke a. d. Jugendalbum. Op. 68.
a) Ländliches Lied.
b) Ernteliedchen.
c) Matrosenlied.
Von Rob. Schumann, 1810—1856. Bearb. von J. Harder.
6. Zwei Armeemärsche.
a) Der Mollwitzer.
b) Der Hohenfriedberger.
Friedrich der Große, 1712—1786.

Die Gruppe konnte sich auch außerhalb Dortmunds hören lassen. Überall hat die Gruppe mit gutem Erfolge bestanden.

Der Unterricht ist geteilt in Einzelunterricht und Zusammen-
spiel. Der Einzelunterricht findet unter Umständen in kleinen
Gruppen zu zwei bis vier Jugendlichen statt. Später folgt
einfaches Quartettspiel. Nachdem der Jugendliche alle Ton-
arten allmählich beherrscht und sich eine gewisse Spielfertig-
keit angeeignet hat, wird er dem Orchester eingereiht. Aber
bis dahin gilt es gar manchen toten Punkt für die Hammer
und Meißel gewohnten Hände zu überwinden, und viel Fleiß,
Energie und Ausdauer sind nötig, um durchzuhalten. Zur Allge-
meinbildung werden leichtverständliche Vorträge und Vorspiel-
stunden gehalten. Biographische Notizen werden mündlich
sowie auf den Spielfolgen bei öffentlichen Veranstaltungen
gegeben. Die Musikausübenden, mit denen wir es zu tun
haben, würden ohne unsere Arbeit kaum Kenntnis erhalten
von den hier zu Gehör gebrachten Musikstücken. Um die
Stücke in ihren Einzelheiten zu erfassen, werden sie zerlegt, be-
sondere Stellen herausgegriffen, Melodie, Thema, Gegen-
thema und anderes herausgeschält und vorgespielt.

Auch die Art, in der die Komponisten ihre Verzierungen
bringen, wird verglichen.

Die charakteristisch-typischen Schlußakte in langsamen
(Andante) und schnellen (Allegro) Sätzen eines Meisters, an
denen ein geübtes Ohr ihn gleich erkennt, werden nebenein-
andergestellt.

Die Hauptabsicht ist jedoch, den Sinn (Gefühl) für gute
Musik so zu bilden, daß der Jugendliche den Riesenabstand
spürt, der zwischen einem kitschigen Schlager „Blutrote Rosen“
oder „Sonny Boy“ und einem Meisterliede: wie etwa
Mozarts innigem „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein“ oder
Walters Preislied aus den „Meistersingern“ von Wagner
liegt.

Unsere Konzerte sind nicht auf Publikumserfolg zugeschnit-
ten; es gilt, den Mitwirkenden an die gute Musik heranzu-
bringen, er soll mit der klassischen Musik bekannt gemacht

werden. Der junge Mensch soll den inneren Gehalt und damit
den Wert eines Musikstückes erfassen und schätzen lernen. Der
Lehrling soll durch unsere Vorspielstunden seine Gedanken
ganz auf das ihm dargebotene Musikstück konzentrieren, da-
mit er zum reinen Genuß der an sich schwierigen Meisterwerke
kommt. So sollen ihn unsere Abende vorbereiten auf den Be-
such z. B. der städtischen Sinfoniekonzerte. Denn wo die
Freude an wirklicher Musik einmal lebendig geworden ist, da
wird der junge Mensch gern auf die Wirtshausmusik ver-
zichten. Für die heutige Welt sind zu häufig Kaffeehaus und
Diele mit ihrer Jazzbandmusik die Quellen musikalischer Bil-
dung. Nicht im Kaffeehaus soll der Jugendliche seine An-
regung holen, er soll ja von uns aus kein Wirtshauspieler
werden. Ein schlichtes Lied, im engsten Familienkreise gut
vorgetragen, soll ihm mehr zu sagen haben als die süßliche
Melodie und der zweifelhafte Text des Gassenhauers. Aber
sogar die Kaffeehausmusik, auch wenn sie von anerkannter
Kapelle kommt, ist insofern abzulehnen, als an diesen Stätten
die Musik neben der Unterhaltung, als Nebensache, geboten
wird. Radio-Konzertübertragungen und Grammophonmusik
in ihrer technischen Vollendung können wohl zu Mithelfern
der Musikerziehung werden. Vergleiche zwischen den von uns
gespielten Stücken und denselben eines hervorragenden
Orchesters sind sehr interessant und bildend; jedoch werden
Radio und Grammophon als alleinige Quelle der Bildung
einer Musikalität kaum genügen, da kommt nur Selbst-
betätigung in Frage. In unseren Vorspielstunden erhalten die
größten deutschen Komponisten: Haydn, Mozart, Beethoven,
Schubert, Vorking, Weber und andere den Vortzug; doch
kamen auch Grieg, Chopin und andere zu Gehör. Um nicht
einseitig eingestellt zu erscheinen, hören wir in unseren Kon-
zerten neben dieser großen Musik auch alte Weihnachtsmusik
und Weihnachtsgesänge sowie alte Arme- und klassische
Märsche. Bei der Auswahl der Stücke werden wir stets von
dem Grundsatz geleitet: „Das Beste ist für unsere Jugend
gerad gut genug!“



Federzeichnung von Hans Hartmann.

Requiem.

Eine Mozart-Novelle von Robert Hohlbaum.

Der Appellationsgerichtsrat von Tramin musterte den Speisentisch, rückte die und jene Meißener Schale, schichtete die goldenen Messer und Löffel, daß sie in der Sonne leuchteten, stellte eine Karaffe, daß das Abendlicht im Rot des Weines funkeln konnte, trat zurück und prüfte das Ganze noch einmal wie ein Maler das fertige Bild.

Das braune Spinett des Nebenzimmers lag hell im Sonnenschein, der über die blühenden Vorgartenbäume weg durchs Fenster flutete. Der Gerichtsrat schlug tändelnd ein paar Läufe, dann begann er die Streichinstrumente zu enthüllen, die sorgsam verpackt an den neben bereiten Notenpulten stehenden Sesseln lehnten.

Ein breiter Schritt drang von der Straße her, versiegte im Haus, klang auf der Treppe, dann pochte es an der Zimmertür.

„Gehorsamster, Herr Gerichtsrat!“ grüßte der dicke Großkaufmann Stagl, sagte: „Erlauben schon, daß ich behilflich bin!“ und befreite Bratsche und Cello mit gewohnter Sorgsamkeit. Dann saß er und atmete so tief und schwer, daß die vielen Verlocken der Uhrkette auf dem sich hebenden und senkenden Bauche aneinanderklangen.

Herr von Tramin bot ihm Pfeife und Fidibus:

„Immer pünktlich ist Er, obzwar Er doch sicherlich nicht viel Muße hat.“

„Das weiß Gott“, seufzte Herr Stagl, „es gibt arg viel Dinge, die einem 's Leben schwer machen. Eine Ladung Reis ist kommen, Feigen, Datteln, vorzüglichste Ware, der Herr

Gerichtsrat kann sich davon überzeugen, wird mir eine Ehre sein. Alles muß man selber machen, gar kein Verlaß auf die Leut, aber scho gar saner! Bedenken der Herr Rat doch, wieviel ma verlieren kann! So a Lehrbub, hat ja kaner mehr a Zucht und Ordnung, steckt sich die Taschen voll, frist sich an, den Schaden hat unseraner. Immer muß ma dahinter sein. Und mir geht's jekten schon so schwer; 's Herz! Der Medikus war heut bei mir, hat 'n Kopf g'schüttelt, grausig war's, wie er 'n g'schüttelt hat! Da, fühlen's, submissfest gebeten, 'n Puls! Hupft und springt wie a Gschbock! Bös is des, bös!“

„Wenn's Ihm schon so schwer fällt, verkauf' Er doch das Ganze. Zu leben hat Er wohl genug! Für wen spart Er denn? Er ist doch allein, wie wir alle!“

„Na ja, is ja wahr, ginz ei'm no ab, a Frauenzimmer und a paar Lausbuben, pfui! Zu leben hätt' i ja, ohne Ruhm zu melden. Aber kommt a Krieg oder a Revolution, wie drüben in Frankreich, futsch is alles! Na, na“, und noch einmal den Kopf schüttelnd, „na, na!“

Die Bäume rauschten in die Pause hinein, der Wind summete wie nachhalender Orgelklang. Dieses versonnene Geräusch zerriß plötzlich ein Ton. Nicht die Schritte waren's, sondern das mit schier unheimlicher Regelmäßigkeit wiederkehrende Aufstampfen eines Stockes, das näher drang und erst plötzlich schwieg, als der Hoflichkammerverwalter Taubenschlag die Spitzenmanschette richtete, die durch den grüßenden Händedruck in Unordnung geraten war. Der gleichmäßige Klang

seiner Rede stockte des öfteren, wenn der Bekommene ein unsichtbares Stäubchen vom Ärmel des gestickten Rockes blies, die Seidenculotten glatt strich oder mit dem Mouchoir über die granatbeseigten Schuhschnallen wischte, obwohl sie nicht mehr heller glänzen konnten.

„Ich bitte zu erklüren, wohlgeneigter Herr Gerichtsrat, daß ich mich retardiert habe. Aber hören Sie, was mir widerfahren ist! Als ich soeben im Keller die annoch dort befindlichen Prunkkerzenbestände revidierte, kam ungemeldet — man denke! — Seine Majestät in persona! Trotzdem ich nicht im mindesten hiesfür präpariert war, ist alles zu Höchstdero exquisitestem Contentement ausgegangen. Und da Sie sich von mir verabschiedete und mir die Hand reichte — wahrhaftig, das tat Sie! — steckte Sie mir mit einer leisen, unnachahmlich fürstlichen Bewegung diesen Ring an den Finger!“ Er ließ ihn in der Sonne funkeln, „diesen Solitäre, was sagt man!“

Der Kaufmann Stagl griff danach, sagte „Erlauben schon!“, kniff das Auge ein: „Fünfhundert Dukaten unter Brüdern!“

„Fünfhundert Dukaten! Freilich, der geistige Wert ist ja überhaupt unschätzbar. Nicht viele werden sich rühmen dürfen, eigenhändig von Seiner Majestät. . .“

Ein respektloser Studentensang durchschnitt unziemlich die hohen Erinnerungen. Ärgerlich spähte der Hoflichtkammerverwalter durchs Fenster, sprach giftig ins Zimmer zurück: „Der Herr von Grassmuck. Immer guter Dinge!“

„Kein Wunder“, ergänzte Stagl, „g’sund wie a Bär, weiß nit, daß er a Herz hat, lebt von seine Renten, zücht’ Rosen, dressiert Hund“, unseraner muß schufsten den ganzen Tag!“

„Kein Lebensernst“, schloß Herr Taubenschlag, „ohne Zweck und Ziel!“

Herr von Tramin legte den Finger an den Mund: „Pst, er kommt!“

Da stand auch schon der Herr von Grassmuck mitten im Zimmer, hatte das Anklopfen und Türzumachen vergessen, die nun der Hoflichtkammerverwalter vorwurfsvoll mit sorgsam gezirkeltem Bogen schloß.

Der Rentner ließ die hellen Augen rundum tanzen, rief: „Beinah’ der letzte, da muß ich mich ja schämen!“, ging ins Nebenzimmer und betrachtete die auf dem Tische geschichteten Kostbarkeiten. Die anderen folgten ihm, Herr Taubenschlag als letzter.

„Fein, fein!“ lobte Herr Grassmuck, „schaun S’ nur die Weincreme da, wie die Sonn’ sich drin spiegelt, wie ein Rubin glänzt’s! Und“, er roch an einer Karaffe, „der, ja, ein Mailberger ist’s, 8zer, hab’ ich recht? Da wird man friedlich, wenn man so was sieht! Schier andächtig!“

Das Stöcklein der großen Kaiserin gab wieder hellen Klang, die spitzengezierte Hand des Herrn Taubenschlag zog sein Nürnberger Ei aus der Culottentasche: „Wo bleibt denn der Oberst? Militärische Pünktlichkeit! Seinen Korporal würde er einsperren!“

„Ich denk’, wir gehen’s an!“ schlug der Rentner vor.

„Wie die Herren glauben“, gewährte der Gastgeber.

Nun folgte eine lange Stille. Ein beifälliges Murmeln, wenn einer die Pastete kostete oder ein paar Tropfen unter der Zunge zergehen ließ. Dichter umspann die vier Hagestolze der Abendfrieden. Der Wein leuchtete nicht mehr, die erblaßten Bäume vor dem Fenster rauschten gewichtiger im reicheren Wind. Milde Feuchte glitt herein, eine Glocke hub an, verklang.

„Der Oberst kommt nit mehr“, stellte Taubenschlag fest.

„Vielleicht hat er wieder ’s Reißen“, vermutete Stagl.

„’s Reißen“, lachte Grassmuck, „wie kann man’s Reißen haben!“

Der Gerichtsrat ging ins Musikzimmer zurück und blätterte in den Noten. Der Hoflichtkammerverwalter folgte ihm, schloß das Fenster, entzündete die Kerzen.

„Ich hab’ mir zuerst ein Quintett zurechtgelegt. Jetzt, wo wir nur vier sind, muß es halt ein Quartettl tun“, bedauerte der Hausherr.

„Wird auch ganz schön sein“, gab der Rentner sich zufrieden.

„Von wegen der Unpünktlichkeit!“ vergrollte Taubenschlag.

„Was hat der Herr Gerichtsrat denn heut da? Ah, Mozart!, den hab’ i gern, da kann ma so hübsch ausruhen dabei, der hat nit Wildes und Schweres, das mag i net!“ lobte Stagl.

„Und springt nicht so frech mit die Regeln um wie der Neue, der Beethoven. Immer korrekt ist er, Ihre Majestät, die große Kaiserin weiland, hat ihn stark favorisiert.“

„Ich liebe an ihm das Gleitende, Bornehme“, sagte der Rat und dehnte sich geschmeidig, „er schreit nicht auf, heuchelt keine Seelenschmerzen. . .“

„Ganz recht haben S’“, pflichtete der Kaufmann bei. „Seelenschmerzen, das hab’ i scho gern! Wie i g’sagt hab’, ausruhen will i mi bei der Musik. Aufregungen hab’ i im G’schäft g’nug!“

„Ein feiner Kerl ist er, der Mozart, da gib’t’s nit“, schloß Herr Grassmuck. „Die Andantes, die sind wie Ihre Pasteten, so fein und gehaltvoll, und die Läufe beim Scherzo kann man in sich neinschlürfen wie den guten Mailberger. Dasselbe Prickeln. Ich stell’ mir’s Glas neben’s Pult. Schmeißen S’ es nit um mit Ihrem Fiedelbogen, Herr Hoflichtzauberer, Sie haben die Mod’, so weit auszufahren!“

„Ich, ich? Das hat mir noch niemand gesagt! So einen korrekten Epiteler wie mich finden Sie in ganz Wien nicht! Aber Sie, Sie haben das accoutument. . .“

„Also!“ mahnte der Rat und klopfte aufs Spinett. Er spielte den Eingang, die drei anderen zählten, setzten taktfest ein. Sorglosigkeit floß leicht dahin, füllte das Zimmer, glättete die Gesichter, die der Kerzenschein mit neckenden Lichtern überstreute. — — —

Der erste Satz war zu Ende. Herr von Tramin hob die schlanken Hände vom Spinett:

„Wunderbar, dieses Über-den-Dingen-Stehen, diese göttliche Bornehmheit! Dem Mann muß man zeitlebens alles Schwere und Häßliche aus dem Wege geräumt haben.“ Der Kaufmann Stagl nickte:

„An anderer Mensch wird ma, völlig an anderer Mensch! Und wenn ma’s bedenkt, der Neid kommt an’ packen! Dem muß ’s alleweil gut gegangen sein, unserans dagegen, wie ma si im G’schäft schinden muß!“

„Bei allem hohen Geist kein Schritt abseits von der wohlersonnenen Regel, so einwandfrei korrekt das alles! Es kommt einem schier vor, als stecke Fürstenblut in dem Mozart!“

Der Rentner Grassmuck schlürfte sein Glas leer und geigte leicht noch einmal die Triolen der letzten Takte. „Ich sag’s ja, eins wie’s andere, fein das! Ich hab’ den ganzen Satz lang den Geschmack von der Weincreme auf der Zungen g’habt. Proßt, meine Herren, der Mozart soll leben!“

„Es klopft“, horchte Taubenschlag nach dem Hausflur. Unwillig folgte Stagl dem Blick:

„So schön, jekten, wo wir im besten Zug san, g’stört wern, das hab’ i gern! Draußen bleiben!“

Der Hausherr aber hatte schon die Tür geöffnet und leuchtete in den Gang hinaus.

„Ja, der Herr Oberst! Warum denn so spät? Bitte zu pardonniere, wir haben schon begonnen, da wir der Meinung waren, Sie wären verhindert!“

„Das Quartett spielen wir aber weiter“, forderte der Hoflichtkammerverwalter, „so mitten drin abbrechen, das ist keine Ordnung!“

„Richtig“, bestätigte Stagl, und Grassmuck rief dem Gekommenen entgegen:

„Essen und trinken müssen S’, was übrigblieben ist. G’schieht Ihnen schon recht!“

Der Oberst ließ sich langsam in einen Sessel nieder. „Ich danke, nehm' nichts, hab' wirklich kein Bedürfnis.“

Die anderen lauschten auf. Die Stimme war verändert, müde war sie, und hatte doch immer sonst einen alten Kommandoton getragen. Nun glitt der Kerzenschein über das Gesicht. Auch dieses war schlaff, die glanzlosen Augen blickten an den anderen vorüber.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte der Hausherr.

„Haben S' am End' aa mit'm Herzen z' tun?“ erkundigte sich Stagl in selbstsüchtigem Mitleid.

„Trinken S' und essen S' was, Sie haben an' Hunger!“ entschied Graßmuck.

Der Oberst wehrte ab.

„Danke, mir fehlt gar nichts. Lassen Sie mich nur eine Weile ruhig sitzen!“

„Wo waren Sie denn so lange?“ fragte Taubenschlag, dessen Ordnungssinn schon lange Antwort auf diese ungelöste Frage heischte.

Der Oberst fuhr auf: „Was sagen Sie? Wo ich war? Bei — bei einem Begräbnis.“

„Ach so, ein Anverwandter wahrscheinlich. Mein Beileid!“

„Ich wußte nicht, daß Sie noch nähere Parents besitzen.“

„I geh' zu kan Begräbnis mehr, außer zu mein' eignen, und auch da nur sehr ungern.“ Vergeblich versuchte Graßmuck, die Stimmung zu erbellen.

„Spielen Sie nur weiter, meine Herren, das ist das beste.“

„Ja, ja, spielen wir weiter!“ stimmte Graßmuck freudig zu.

„Wenn Sie ausgeruht sind, nehmen wir dann 's Quintett, da liegt's schon.“

„Jetzt kommt's Scherzo“, stellte Stagl fest.

„Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei“, zählte Herr Taubenschlag.

Ein paar Takte. Ein jähes Abreißen, Herr Taubenschlag nimmt noch ein paar Doppelgriffe, dann verstummt auch er.

Der Oberst ist mit einem Ruck aufgesprungen, der Sessel ist zu Boden gefallen, hat Graßmucks Weinglas mitgerissen. Flatternder Kerzenschein spiegelt sich in der Nässe.

„Nein, es geht nicht, es geht nicht, ich kann's nicht hören, ich kann's nicht hören! Jetzt noch nicht, es ist unmöglich!“

„Aber was haben S' denn?“ murmelte Stagl, die anderen schauen nur stumm zu dem Obersten auf.

„Ich war, ich war . . . vor einer Stunde haben's“, auf die Noten deutend, „den da begraben.“

„Was?“ „Begraben?“ „Gestorben?“ „Der Mozart?“ „Daß ich das nicht gewußt hab'! Auch Seine Majestät schien nicht informiert.“

„Das ist's ja, das ist's ja! Keiner hat was gewußt, kein Mensch! Zufällig bin ich dazugekommen, zehn Leut' hinter'm Sarg! Wie, wie einen Hund haben's ihn eingescharrt. In die“, nur mehr ein Schluchzen, „in die Armengruft!“

Stille, Kerzenrascheln. Herr von Tramin stützt sich auf die Tasten. Es gibt einen rohen, wirren Klang.

„Nein, daß nicht einmal Seine Majestät! . . . Wo die hochselige Kaiserin ihn doch so stark favorisiert hat!“

Der Oberst zuckt auf: „Favorisiert! In die Knie hätten sie sinken sollen vor dem da, auch die Kaiser und Könige, denn der war ein Gott! Favorisiert! Und derweil hat er Hunger gehabt und gefroren hat er den ganzen Winter lang!“

„Das, das kann ich nicht fassen! Ich hab' gemeint, man müßt ganz fern sein von allen Erden Sorgen, wenn man so was schaffen kann!“

Herr Graßmuck steht auf, sagt leise: „Daß ich mir's heut so gut hab' schmecken lassen, leid tut's mir jetzt.“

„Ich hätt' ihm ja“, preßt der Stagl, „was schicken können. Essen und Holz. Hab' viel im Keller; wann ma nur was g'wußt hätt'!“

Der Oberst hört ihre Worte nicht. Spricht an ihnen vorbei: „Wir haben uns an ihm gemästet, ohne, ja, ohne nur an ihn zu denken! Gar nicht gefragt haben wir nach ihm,

einfach da war's, gepackt haben wir's mit Fäusten. Seinen ganzen Reichtum hat er uns geschenkt, froh sind wir durch ihn geworden, die Sorgen hat er uns weggenommen, in seinem Überfluß haben wir gepaßt, während er, Herrgott, Hunger gehabt hat! Hunger! Warm ist uns durch ihn geworden, und er hat gefroren! Lebendig hat er uns gemacht, er, der heute, heute . . . Wir wissen ja gar nicht, wie schlecht wir waren!“

Hie und da setzt einer zum Sprechen an, die Worte verirbeln. Dann schweigen sie, wagen kaum, sich zu regen.

Die Kerzen brennen nieder. Eine prasselt noch, die Stille störend. Der Oberst löscht sie aus. Eine Weile steht er im dumpfen Dunkel. Nichts als die schweren Atemzüge der Menschen. Ein leiser Laut. Der Oberst tastet nach seiner Geige, die auf dem Spinett liegt. Er streichelt über die Saiten, daß es einen verzitternden Ton gibt.

Wieder ist es still. Und dann ein Bogenstrich. Von zitternder Hand geliebkost, singt die Geige. Weiter, weiter formt sich's. Nun erkennen's die anderen. Das Adagio ist's aus dem Quintett, das sie auch heute wieder, wie so oft schon, spielen wollten. Sie können's alle auswendig. Immer hat der Oberst diesen Part gegeigt. Jedermal. So wie jetzt. Wirklich so wie jetzt? Ist es wirklich dasselbe? Ja, es sind dieselben volltönenden Akkorde, die wundervoll perlenden Läufe, Note für Note stimmt. Und doch, es ist etwas darin, etwas Neues, Fremdes. Nein, fremd ist es nicht, es gehört dazu, es hat nur früher gefehlt. Keiner könnte sagen, was es ist. Nur eins fühlen sie, etwas wehmütig Zitterndes ist in den vertrauten Melodien, das sich kaum hervorwagt, das eine starke Hand, von einem hellen, göttlichen Geiste geführt, niederzwingt, daß es nur manchmal leise auslebt, so leise, daß sie es bisher nie empfunden haben. Nie in ihrem Leben. Weil es ihrem Leben fern gewesen ist. Ganz fern? Ganz fern? Ihnen scheint es so. Denn sie wissen es nicht, daß sie doch manchmal mitten in ihrem Spiel die Geige fester an sich gepreßt haben, daß es eine Note lang in ihnen aufblühen wollte, daß diese eine Note lang ihr Bogen weicher und seliger auf den Saiten geruht hat, in Sehnsucht, das zu wecken, was, ihnen verborgen, immer in den Tönen gelebt hat und jetzt im Spiel des Obersten erwacht. Im Lauschen überfällt sie leichter Schwindel, der die dunklen, gelösten Dinge vor ihnen verschwimmen läßt. Sie halten den Atem an, schließen die Augen. Weiter spielt der Oberst, näher kommt die Stelle, da die anderen Stimmen einsetzen sollen. Kaum wagen sie es, nach den Instrumenten zu langen. Aber es ist auch etwas da, das sie dazu zwingt. Und mit einmal schwankt der Boden nicht mehr unter ihnen, keine Sicherheit strömt aus Bogen und Geige, aus den kühlen Tasten des Spinetts in sie über. Sie stimmen ein in des Obersten Spiel. Unsicher, finden mühsam den Einsatz. Dann halten sie sich an den Tönen wie an etwas ruhig Gleitendem. Dankbar empfinden sie es. Plötzlich aber keimt es aus ihrem eigenen Spiele auf, das Neue, Fremde, ihnen nun fast Unheimliche. Wie sie jetzt den Bogen weiterführen, die Tasten des Spinetts fühlen, ist es ihnen, als griffen sie nach etwas, das ihnen versagt ist, dessen sie nicht wert sind, das zu groß und zu schön ist für sie. Das drückt, lähmt sie fast, indes ihre Hände unter einem Zwange sich weiter regen. Bange atmen sie. Ein paar Takte pausiert das Spinett. Der Rat von Tramin öffnet das Fenster. Tief ein-saugen sie die Luft der Nacht. Wieder umfängt sie leichter Schwindel. Und ihnen ist, als seien sie auch der weiten Sternennacht unwürdig. Sie schließen die Augen vor ihr. Ganz leise spielen sie. Aber wieder geben die Klänge ihnen Halt, führen sie wie eine gute Menschenhand. In ihrem Trost schauen sie auf, in die weiße Nacht hinaus. Inniger fühlen sie den Halt der gütigen Hand in aufquellender dankbarer Ehrfurcht. Ihre erwachten Seelen neigen sich vor den Klängen. Und die Melodien tragen sie über mondheile Wiesen aufwärts in die Ewigkeit der Sterne.

Deutsches Land – Deutsches Schicksal.

Von Otto Heuschke.

Aus einem Briefwechsel:

Der Schriftleiter: „... Würde es Ihnen Freude machen, von Zeit zu Zeit besonders wertvolle Neuerscheinungen zu besprechen? Es kommt mir hierbei weniger darauf an, in ähnlicher Form wie die meisten Tageszeitungen und Zeitschriften die ‚zeitgemäße‘ Literatur zu ‚würdigen‘, die meines Erachtens zu mindestens 95% morgen ebenso schnell in der Versenkung verschwinden ist, wie sie heute von geschäftstüchtigen Verlegern und deren Literaturpropheten auf den Schild gehoben wurde. Ich lege vielmehr Wert darauf, daß nur solche Werke kritisch gewürdigt werden, die Anspruch darauf erheben können, nach Jahresfrist mindestens ebenso wertvoll zu sein wie zur Zeit ihres Erwerbes oder ihres Erscheinens.“

Der Kritiker: „... Über Ihre Vorschläge habe ich mich ganz außerordentlich gefreut. Stieß ich doch in Ihrem „Werk“, das ich seit langem kenne, immer wieder auf Dinge, die mir zutiefst verwandt sind, so daß ich glaube, es wird kaum Schwierigkeiten haben, den uns gemeinsamen Weg zu finden. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß wir in Ihren schönen Hefen nur jene Bücher besprechen und würdigen wollen, die weit über den Tag hinaus Gültigkeit haben. Sie werden aus meiner bisherigen Arbeit wissen, wie sehr ich gerade darauf hingearbeitet habe, das Wirklich-Gültige herauszustellen aus der Überflut dessen, was geschäftstüchtige, reklametüchtige Verleger als das Große und Wertvolle anbieten. Wollen Sie diesen Ihren schönen Plan verwirklichen, tun Sie das Schönste, was Sie tun können.“

Was mir in unserem gegenwärtigen Schrifttum als förderungswert erscheint, ist dies: Zunächst das, was die Linie der großen deutschen Literatur fortführt, was die Zeitprobleme schöpferisch zu gestalten sucht und was der Zukunft dient, was als aufbauend im großen Sinne betrachtet werden kann. Was nur reizt, was nur ästhetisch und experimentierend interessant ist, was nur gut gekonnt ist, nicht aber für innern Wert spricht, muß von uns abgelehnt werden. Ich glaube, daß auch Sie diesen Standpunkt teilen. Ich meine, wir wollen keine Kritik für Literaten schreiben, sondern wollen, indem wir vom gültigen Buche sprechen, die Brücke schlagen vom Leben zur Dichtung und zum Schrifttum und umgekehrt; nur wo diese Brücke geschlagen wird, kann lebendiges Leben gedeihen im Schrifttum wie im Leben. Arbeiten wir in diesem Sinne, dienen wir nicht nur dem Leser, sondern auch dem werthaltigen deutschen Schrifttum. Sie dürfen gewiß sein, daß ich mit höchstem Verantwortlichkeitsgefühl und mit äußerster Hingabe an die Sache, die mir persönlich eine Lebensaufgabe ist, für Sie arbeiten würde.“

Otto Heuschke

Die schweren Erschütterungen, die unser Volk und mit ihm ein großer Teil der Menschheit durchleben muß, machen jeden, sofern er nicht gegen alles Geschehen um sich her Seele und Herz bereits völlig verschlossen und verhärtet hat, besinnlich. Sie zwingen ihn, darüber nachzudenken, worin denn die Krisis begründet und welches ihr Sinn sei. Denn alles Geschehen ist über sich selbst hinaus Gleichnis und Symbol. So spiegeln sich im Schrifttum der Gegenwart Not und Krisis der Gegenwart in tausendfältigen Brechungen wider, Wege werden gezeigt, Kräfte der Hoffnung gegründet. Und im Grunde hat nur das, was Leben fördert und gründet, was hoffnungsvoll in die Zukunft weist, heute Anspruch auf unsere Beachtung.

Von den großen Zeitdeutungen bis zu den kleinen Flugblättern des Alltags, die zu helfen vorgeben, ist ein großer Teil des neueren Schrifttums darin begründet, daß es irgendwie die Not zu bannen versucht. So entstehen die Bilder und die Deutungen der Gegenwart und der Vergangenheit. Denn auch der, der in lebendigem Sinne aus dieser Zeit heraus Vergangenes neu begreift, deutet damit die eigene Zeit. Aus der unendlichen, für den einzelnen kaum übersehbaren Fülle derartiger Schriften habe ich hier einige Werke herausgegriffen. Die Auswahl ist keine zufällige, vielmehr scheint es mir, als seien die acht oder zehn Bücher, von denen hier gesprochen werden soll, besonders geeignet, dem Leser die Gegenwart nicht nur verständlicher zu machen — damit wäre noch wenig geschehen —, sondern ich glaube, diese Bücher seien jedes in einem besonderen Sinne geeignet, uns die Kraft zu geben, diese Nöte zu überwinden; sie seien fähig, uns zu trösten und zu überzeugen, daß wir keinen Grund haben, uns einer letzten Verzweiflung hinzugeben. Wer den Glauben an das Leben nicht aufgibt, der wird wirklich leben; er wird erkennen, daß in jeder Notzeit auch die besonderen Kräfte sich darbieten, sie zu überwinden. Ein solcher Glaube aber wird um so größere Kraft haben, je mehr er sich an Sichtbares, Erhebendes, Zukunft-

weisendes oder aber an ein durch lange Vergangenheit her sich gültig Erwiesenes hält.

Deutsches Land — Deutsches Schicksal überschrieb ich diese Betrachtung und glaube damit ihre besondere Bedeutung gekennzeichnet zu haben. Wenn wir für die Epoche unsrer Gegenwart einen zusammenfassenden Titel suchen, so kann es wohl nur der sein, daß wir sie eine Epoche der Selbstbesinnung nennen. Die Heimsuchungen der letzten Jahre, die Erschütterungen der letzten Jahrzehnte haben die besten deutschen Menschen aufgerufen, sich selbst und damit uns allen Rechenschaft über das zu geben, was uns blieb, und das, was wir zwar verloren haben, aber durch einen ganz klaren Entschluß des eigenen Willens wiedererlangen können: das Bewußtsein unseres Volkstums, das im Boden der Heimat wurzelt, und das tathafte Bekenntnis zum deutschen Schicksal. Kein Volk kann untergehen, das sich seiner Erde verbunden weiß und sich zu seinem historischen Schicksal bekennt.

Was aber heißt heute für uns die Verbundenheit mit unsrem Lande? Es heißt gewiß nicht nur, jeder, der es irgend vermag, möge zur Scholle zurückkehren; es heißt vielmehr, jeder möge sich das Land, auf dem das deutsche Volk lebt, stetig lebendig vor die Seele rufen in all seiner Vielfalt und Eigenart, in seiner Schönheit und seiner so oft notwendigen Herbeität und Kargheit. Es heißt, er möge dieses Land zu verstehen suchen als den Mutterboden unsres Volkes, der all unser Leben bestimmt. Man hat im letzten Jahrzehnt viele neue Möglichkeiten genützt, um deutsches Land auch den deutschen Menschen nahezubringen, denen es nicht mehr möglich ist, dieses durch Reisen und Wanderungen in all seinen Teilen zu erleben und kennenzulernen. Nun hat soeben Eugen Diesel, zusammen mit Robert Petschow, ein Werk veröffentlicht: „Das Land der Deutschen“ (mit 481 Abbildungen, vorwiegend nach Luftaufnahmen; Bibliographisches Institut, Leipzig), das rückhaltlos als das beste und eigenartigste Werk dieser

Flöße
auf der
Elbe.
Radierung
von
W. Zeising.



Art bezeichnet werden kann. Das Wesentliche, Neue und Eigenartige daran scheint mir das zu sein, daß hier kein totes Bild vom deutschen Lande gegeben wird, daß nicht etwa berühmte Städte und Landschaften, längst jedem bekannte Motive neu veröffentlicht werden, daß vielmehr dieses Land in prachtvollen, unvergleichlichen und aus unserem heutigen Lebensgefühl heraus entstandenen Aufnahmen und einem ganz lebendigen, dabei aber von allem unnötigen Ballast völlig freien Text als etwas Lebendiges, Werdenendes und stetig Wachsendes dargestellt wird. Diesel zeigt das Wachsen des Landes aus der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft, er weist die Veränderungen auf, die das Maschinenzeitalter über das Land brachte, er geht allen nur denkbaren Formen und Phasen der Landschaft ebenso wie der in ihr sich vollziehenden Tätigkeit der Menschen nach. Wer dieses Werk liest und erlebt, wird das Wesen unsres Landes erfahren, wie er es bisher kaum durch Duzende einzelner Schriftwerke erfuhr. Hinfort aber wird jeder, der sich mit diesem Buch beschäftigt hat, in seinem eigenen Landschafts- und Reiseerlebnis mit von der Art, wie hier das Land erlebt ist, bestimmt werden. Ich war für die vollendete Technik der Photographie nie so dankbar, als da ich dieses Buch durcharbeitete. Keinem Geschlecht vor uns war es vergönnt, derart Land und Siedlung, vor allem aber die Landschaft in ihrer unerschöpflichen Entfaltung und Gliederung zu erleben, wie es uns durch diese genialen Luftaufnahmen möglich gemacht wird.

Eine gleiche Dankbarkeit empfand ich, als ich die drei Bücher betrachtete, die als eine notwendige Ergänzung zu diesem Werke hier erwähnt werden müssen: „Das deutsche Volksgesicht“¹⁾ von Erna Lendvai-Dircksen (Berlin, Kulturelle Verlagsgesellschaft) und die beiden Hefte „Menschen am Werk“²⁾ und „Die von der Scholle“³⁾ (Verlag der Deuerlich'schen Buchhandlung in Göttingen) von Ernst

Reklaff mit Text von Heinrich Versch und H. Fr. Blundt. Erna Lendvai-Dircksen ist wohl die bedeutendste deutsche Porträtphotographin; sie lebt in Berlin, hat dort in unzähligen Aufnahmen die berühmtesten Zeitgenossen festgehalten. Daß sie aber eine bluthafte Verbindung mit dem Volke behalten hat, zeigt dieses Werk mit seinen 140 Tiefdrucktafeln, die nur von kurzen, aber prägnanten Notizen und Bemerkungen begleitet sind. Sie hat hier ein Bild des deutschen Volkes geschaffen, wie es kaum in gleich überzeugender Weise noch einmal bestehen dürfte. Wer die Bildtafeln mit offenem Herzen zu betrachten vermag, wer diese Gesichter, von denen ein jedes eine Landschaft für sich darstellt und für eine deutsche Landschaft spricht, zu erleben fähig ist, der wird hinfort ein tieferes Wissen um die Vielfältigkeit und um das Geheimnis des deutschen Volkes in sich tragen. Zu bedauern bleibt nur, daß der Druck dieses Werkes nicht vollgültig ist; der Verlag müßte bei einer Neuauflage sich alle drucktechnischen Errungenschaften zunutze machen, dann wäre das Buch für lange Zeit unübertrefflich. Der letztere Einwand gilt nicht für die Aufnahmen von Erich Reklaff, die in einer geradezu unwahrscheinlichen Vollendung reproduziert sind und die Angesichte schaffender deutscher Menschen wiedergeben, so daß wirklich jedes einzelne eine unerschöpfliche Landschaft bleibt. Was diese beiden Hefte zu sagen vermögen, das kann nicht mit noch so ausführlichen und noch so gültigen Worten auf eine andere Weise gesagt werden. Man muß diese Hefte zur Hand nehmen, man wird um ein Erlebnis reicher sein.

Es ist für mich eine der trostvollsten Erscheinungen dieser Zeit, daß das Antlitz des Menschen jetzt der Gegenstand ebenso zahlreicher wie in jedem Falle ernsthafter Veröffentlichungen werden konnte. In diesem Zusammenhang muß wenigstens mit einem einzigen Wort auf das Heft der „Blauen Bücher“ hingedeutet werden, das unter dem Titel „Menschen der Zeit“ (Robert Langewiesche) führende Köpfe aus allen Gebieten des Lebens wiedergibt. Weit entfernt von allem Snobismus wird hier zu zeigen versucht, welche Vielfalt und

¹⁾ Vgl. „Das Werk“ 1932, Heft 10, S. 451—456.

²⁾ Vgl. „Das Werk“ 1932, Heft 7, S. 291—295.

³⁾ Vgl. „Das Werk“ 1931, Heft 12, S. 551—558.

Schicksaligkeit noch im Antlitz des deutschen geistigen Menschen lebendig ist. Das aber ist nichts anderes als ein vollgültiges Zeichen dafür, daß wir als Volk ein Jungvolk sind.

Schicksal bedeutet Gebundensein an die göttliche Notwendigkeit, die sich uns zuerst als die Verbundenheit mit Volk und Nation offenbart. Es soll darum im Anschluß an diese Bücher, die von deutschem Land und deutschen Menschen künden, noch auf einige Werke hingewiesen werden, die vom deutschen Schicksal sprechen. Sieht man die deutsche Erde, das deutsche Land als den natürlichen Raum an, dem jeder Deutsche verschrieben ist, so ist das deutsche Schicksal, wie es sich in der deutschen Geschichte offenbart, der geistige Raum, darin jeder deutsche Mensch atmet, dem jeder verbunden ist; ob bewußt oder unbewußt, ist zunächst gleichgültig. Es steht ein jeder, wie er unter dem Naturgesetz steht, unter dem Schicksal seines Volkes, und es gibt keine Gewalt, die ihn davon lösen könnte! Daß er aber aus einer Dumpsen oder vielleicht allzu selbstverständlichen Zugehörigkeit zu diesem Schicksal erwache und zum bewußten Gliede der Volksgemeinschaft werde, das ist die erste Aufgabe einer nationalen Erziehung im weitesten Sinne dieses Wortes. Ich nenne hier vier Werke, die eine solche Erziehung vermitteln. In die Frühzeit des deutschen Schicksals und damit in den Ursprung, den eigentlichen Nährboden, darin der deutsche Mensch wurzeln muß, will es zu einem echten Volkstum erwachen, führt Johannes Bühlers Werk „Das erste Reich der Deutschen“ (Insel-Verlag Leipzig). Es umfaßt die Epoche von der Völkerwanderung bis zur Reformation, unterscheidet sich aber von allen anderen Werken über diesen Zeitraum dadurch, daß es nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse geben will, nicht ein dem Leben fremdes Ziel hat, sondern, wie der Verfasser selbst sagt, das Ziel verfolgt, „den Deutschen hinzuführen zum Erlebnis seiner Ahnen, damit er so, wurzelnd im Mutterboden der Vergangenheit, hineinwache in sein Volkstum, das über Glück und Unglück und allen äußeren Formen steht“. Joh. Bühler hat die bis in unsere Tage herein vielfach mißdeutete und verkannte Welt des deutschen Mittelalters durch seine Buchreihe „Deutsche Vergangenheit“ (Insel-Verlag) erhellt, indem er sie durch die Quellen und zeitgenössischen Dokumente selbst zu uns sprechen ließ und damit ein kaum zu entbehrendes Werk schuf. Wem es nicht möglich ist, dieses wertvolle Werk selbst zu erwerben oder zu studieren, der wird aus dem vorliegenden Buch das deutsche Mittelalter neu erleben und seiner Kräfte teilhaftig werden. Er wird das deutsche Wesen erleben, wie es sich durch vielerlei Wirrnisse und Wandlungen, durch Glück und Unglück der Jahrhunderte zwar als ein vielgestaltiges und vieldeutiges, aber doch eigenes und einmaliges offenbart.

Es muß immer wieder betont werden, daß die deutsche Gegenwart nicht erschöpfend verstanden und gedeutet werden kann, wenn sie nicht aus früheren deutschen Epochen und Wandlungen heraus begriffen wird. Jede Gegenwart wird durch die Vergangenheit geklärt, während umgekehrt jede Vergangenheit aus immer anderer Gegenwart neue Deutung empfängt. Aus einem Gegenwartserlebnis heraus zeichnet auch Reinhold Schneider in seinem Buche „Sichte: Der Weg zur Nation“ (Albert Langen, Georg Müller Verlag München) die Gestalt dieses größten Erweckers der Nation. Nicht vom Philosophischen, sondern vom Gesamtmenschlichen her hat Schneider in seiner innerlich erlebten, leuchtenden, bildhaften und strahlenden Sprache die Gestalt dieses Mannes, der, wie kaum ein anderer, Träger des deutschen Schicksals war, sowohl nach seiner Größe als nach seinem Verhängnis beschworen. So ist das Buch durch seine aus tiefster seelischer Erschütterung geborene Gestalt viel mehr als nur ein Werk, das Erkenntnis und Wissen vermittelt: es ist ein Buch der Führung. Unser Weg zur Nation ist hier sichtbar geworden durch den Weg, den Sichte zur Nation gehen mußte. Sein Leben

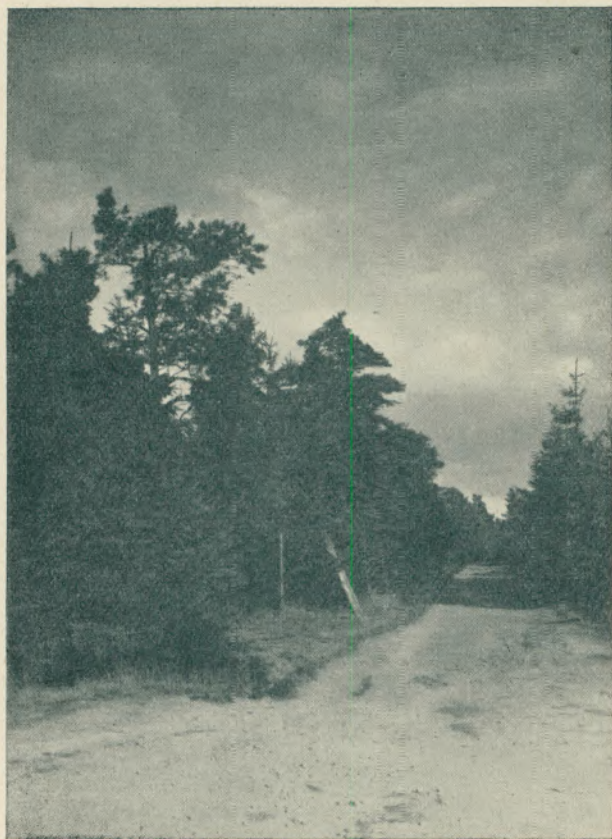
war ein stellvertretendes, sinnbildliches und trägt darum auch für uns heutige Kräfte der Erhebung und der Führung in sich.

Aus der Fülle des Schrifttums, das sich die Deutung der Gegenwart zur unmittelbaren Aufgabe macht, sei hier nur noch auf zwei außerordentliche Werke hingewiesen: „Die deutsche Wandlung“, „Das Bild eines Volkes“⁴⁾ von Eugen Diesel (J.-G. Cotta'scher Verlag, Stuttgart) und das meiner Erfahrung nach beste Werk über die deutsche Jugend der Gegenwart: „Von deutscher Jugend“ von Jonas Lesser (Paul Neff, Verlag, Berlin). Eugen Diesel, dessen Name ich bereits oben nannte, ist der Sohn des Erfinders der Diesel-Motoren, der auf weiten Reisen eine umfassende Weltkenntnis erworben hat und zu diesem außerordentlichen Wissen die Gabe besitzt, Erlebtes, Erschautes, Erfahrenes in einer lebendigen und selten bildhaften Sprache darzustellen. Diesel zeichnet in diesem eigenartigen, frischen, an tatsächlichem Gehalt und überraschenden Einsichten so reichen Buche ein Bild unsres Volkes, wie es in der gleichen Unmittelbarkeit selten gezeichnet wurde. Altes und Neues, Zeitloses und Zeitliches, Leichtes und Schweres, Vordergründiges und Hintergründiges, Gegenwärtiges und Vergangenes bringt er zueinander in Beziehung. Und eben in diesen Bezügen, die ebenso überraschend wie fruchtbar sind, zeigt sich seine ganz außergewöhnliche Erlebnisfähigkeit. Hier spricht nicht ein Gelehrter, nicht ein Forscher, nicht ein Grübler, sondern ein weltoffener Mensch, eine starke, eigenwillige, aber niemals irgendwie verkrampte Persönlichkeit. Das Bild, das Diesel entwirft, hat aber wiederum mehr als nur die Bedeutung einer interessanten, klugen und erstaunlichen Darstellung, es ist in ihm eine erziehende, leitende und ermutigende Kraft. Es ist ein Buch, das aufrüttelt, das die deutschen Schwächen und Ecken mit überlegenem Humor kritisiert, und das doch mit tiefstem Ernste die großen Lebensfragen der Zukunft deutet und für jeden einzelnen als eine zu lösende Aufgabe aufzeigt.

Zu demselben Lebens- und Zukunftsglauben, der aus diesem Werke spricht, kommt auf einem ganz anderen Wege das Buch von Jonas Lesser, das von einer Jugend kündet und selbst von so frischer Kraft erfüllt ist, daß niemand das Buch ohne Ergriffenheit und ohne den Glauben an eine deutsche Zukunft aus der Hand legen wird. Lesser vermittelt ein Bild der deutschen Jugend, wie es gerechter, erlebter, verantwortungsbewußter wohl kaum zuvor entworfen wurde. Wir wissen ihm dafür Dank, und solcher Dank könnte ihm am schönsten dadurch erwiesen werden, daß sein Werk in den Herzen nicht nur der jungen Menschen, sondern auch der Generation, die jetzt bereits im reifen Mannesalter steht, lebendiges Leben würde, daß es alle Gläubigen zu Kampf und Ringen um ein neues Menschentum entzündete.

Ich habe hier auf Bücher hingedeutet, aber ich glaube, ein jedes einzelne von ihnen hat die Kraft in sich, im Leser Leben zu wecken. Es ist ein neues, junges Leben, von dem ich sprach, für das ich, auf diese Bücher hindeutend, werben wollte. Diese Bücher haben die Kraft der Führung und der Erhebung, es strömt aus ihnen eine Quelle der Erneuerung. Das aber erwarten wir heute von Büchern dieser Art. Mit Wissen ist wenig getan, wenn es nicht Leben wird, und alle Geisteskräfte sind vertan, wenn sie uns nicht erheben. Ich bin mir bewußt, daß es nur eine kleine Auswahl aus dem unermesslichen Schrifttum, das sich mit deutschem Land und deutschem Schicksal beschäftigt, darstellt. Aber ich glaube, es sind die besten und gültigsten ihrer Art, und wer sie lesend und betrachtend sich wirklich zum geistigen Eigentum macht, der ist um ein Erlebnis reicher, der weiß sich einer Kraft und eines Trostes gewiß, der wird erschüttert und ergriffen erfahren, daß es sich noch immer lohnt, für deutsches Land und deutsches Schicksal zu leben und zu wirken.

⁴⁾ Vgl. „Das Werk“ 1931, Heft 12, S. 329, und 1932, Heft 11, S. 481.



Abenddämmerung.



Waldeinsamkeit.

Der schöne Teutoburger Wald.

Gedanken um den Lichtbildwettbewerb 1932 für Besucher des Teutoburger-Wald-Erholungsheims.

Mit fünf Lichtbildern des ersten Preisträgers L. Heneauf, Bergbaugruppe Hamborn.

Der Sinn des im vergangenen Jahre ausgeschriebenen Lichtbildwettbewerbes lag

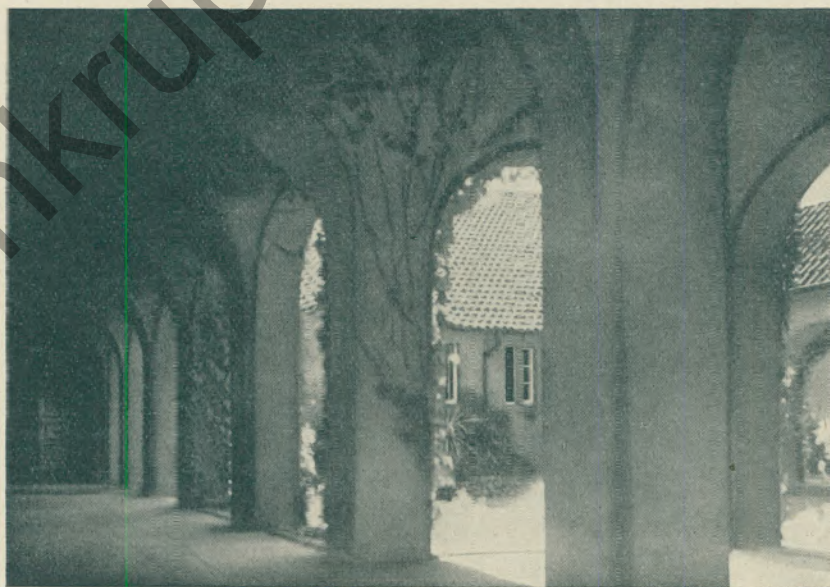
„in dem Aufspüren und bildlichen Festhalten schöner und reizvoller unbekannter Punkte in der Nähe des Teutoburger-Wald-Erholungsheimes, sei es ein durchsonnter Winkel in den mächtigen Buchenwäldungen oder den dunklen Tannenforsten, sei es irgendein Ausblick von den unmittelbar hinter dem Heimaufsteigenden Höhen auf das westfälische Land und die Hügelkette des Wesergebietes, oder seien es gar Ausschnitte von irgendeinem Fenster des Hauses auf das Vorgelände oder den Park“.

Der Zeitpunkt der Ausschreibung, die gerade vom Sommer zum Herbst, schien auf den ersten Blick denkbar ungünstig gewählt. Pflegt „man“ doch (Reisefundige wissen allerdings

die Vorzüge von Winter-, Frühlings- oder Herbstferien zu schätzen, die eigentliche Reisezeit in den Juli oder August zu verlegen. Das Ergebnis des Wettbewerbes dürfte manchem die Augen für verschwiegene Schönheiten außerhalb der „Hauptfaison“ öffnen.

Sind doch fast sämtliche preisgekrönten Einsendungen in den mehr oder weniger verfeimten Monaten September und Oktober gemacht, dabei aber teilweise von einem landschaftlichen Stimungsreiz umwoben (obwohl es sich in allen Fällen um aus der Hand geknipsten Amateuraufnahmen handelt), dem sich kein Beschauer zu entziehen vermag.

Für das Preisgericht, dem die Beurteilung und Bewertung der eingesandten Aufnahmen oblag, und das leider sehr häufig einen schar-



Schattiger Winkel.



Westfälischer Bauernhof.



Sonne am Weg.

fen Trennungsstrich zwischen Motivsuchen und Motivschildern, zwischen der Kunst des eigenen Sehens und der Fähigkeit der bildlichen Wiedergabe ziehen mußte, war eine Erkenntnis besonders wertvoll: von wenigen nicht-sagenden Gruppenaufnahmen abgesehen, bewies die überwiegende Mehrzahl der eingesandten Photos, daß die Lichtbildner sich mit einem bewundernswerten Feingefühl in die besonderen Schönheiten der niedersächsischen Landschaft und des Teutoburger Waldes hineingetaucht hatten.

An erster Stelle sei hier der erste Preisträger Heneau erwähnt. Die von ihm unter dem gemeinsamen Kennwort „Dzon“ eingereichten zwölf Aufnahmen, Ausbeute eines dreistündigen Spazierganges, spiegeln in ihrer Gesamtheit meisterhaft das vielseitige Antlitz einer Landschaft wider, der zwar alles Gigantische und Himmelsstürmende fehlt, in deren unaufdringlicher Schönheit sich aber die Seele des Westfalenlandes in seiner Herbheit und Verschlossenheit restlos offenbart.

Da sind weite Ausblicke auf langgestreckte Höhenrücken, über die weißgraue Wolkenballen dahinziehen; da sind stille Waldwinkel mit dichtem, farnübersponnenen Unterholz, da gibt ein Kammweg, aus dunklem Kieferforst tretend, überraschend den Blick links und rechts frei über besonnte Äckerfluten in der Tiefe, über weidenumsäumte Bäche und weite, wacholderbestandene Heidesfluren; da ist plötzlich, nur wenige Schritte weiter, die unendliche Blickweite wie abgeschnitten, und es umfängt dich weltfremde Abgeschlossenheit in einem tiefenhaften Buchendom, auf dessen silbergrauen, hochragenden Säulen die leuchtenden Reflexe der Herbstsonne tanzen; da mahlt, eine knappe Wegstunde weiter, dein Fuß in weißem Heidesand der Senne, und über rotblühender Erika, verkrüppelten Kiefern und dunkelgrünen, feierlich aufgeredten Wacholderbüschen flirrt blaue, glasklare Herbstluft.

Zahlreiche Bilder legen Zeugnis ab von dem immer wieder aufgenommenen Kampf um zwei dankbare, aber schwierige Motive: „Das Erholungsheim in der Landschaft“ und „Die Landschaft vom Erholungsheim aus“. Während aber die Versuche um eine gelungene Lösung der ersten Aufgabe an einer äußerlichen Schwierigkeit gescheitert sind, den unmittelbar vor dem Heim steil abfallenden Berghängen, die das Aufspüren eines geeigneten Standpunktes zur bildlichen Wiedergabe dieser unvergleichlich schönen Lage außerordentlich erschweren, so dürften im zweiten Falle die Mißerfolge eher auf technische Unzulänglichkeiten der benutzten Photoapparate (mangelnde Tiefenschärfe, zu geringe Brennweite) zurückzuführen sein. Und das ist ganz besonders schade. Denn der stärkste Eindruck, den jeder Besucher des Heims sofort und immer wieder, vielleicht sogar täglich stärker empfindet, ist der unvergleichliche Blick, der von der Terrasse, den Gesellschaftsräumen und sämtlichen Vorderzimmern aus bei einigermaßen klarer Sicht dreißig, vierzig Kilometer weit an den sonnenüberglänzten grünen Hängen des nördlichen Teutoburger Waldes entlang über die sommerlich grünen oder herbstlich getönten gewaltigen Bodenwellen der Norddeutschen Tiefebene hinwegschweift.

Der Erfolg des Lichtbildwettbewerbes 1932 und das große Interesse, das in der regen Beteiligung seinen sichtbaren Ausdruck gefunden hat, geben der „Werk“-Schriftleitung Veranlassung, auch im Jahre 1933 einen Wettbewerb unter den gleichen Bedingungen auszuschreiben. Derselbe ist wie im Vorjahre nur offen für Besucher des Teutoburger-Wald-Erholungsheimes. Die Veröffentlichung des Wortlautes der Ausschreibung erfolgt im Aprilheft der Zeitschrift „Das Werk“. Sonderdrucke sind ab 15. April 1933 bei der Schriftleitung oder der Verwaltung des Teutoburger-Wald-Erholungsheimes erhältlich.

Die Welt der Rekorde.

Von den kleinsten Lebewesen und der größten Hitze, von höchsten Höhen, dem meisten Regen und dem eifrigsten Blutspender.

Von Dr. W. Schweisheimer.

Der höchste Gipfel, das tiefste Meer, die sengendste Hitze, die stärkste Kälte — das sind Dinge, die den Menschen schon immer besonders interessiert haben. Er will wissen, in welchen Grenzen sein Leben eingeschlossen ist. Und wenn er das erfahren hat, dann geht sein ganzes Streben dahin, diese Grenzen zu erweitern. Alle Rekorde werden anscheinend nur aufgestellt, um dann gebrochen, überholt zu werden. Das ist bei sportlichen Rekorden so, aber es gilt auch für die Rekordgrenzen, die in Wissenschaft und Naturkunde scheinbar unverrückbar feststehen.

Der menschliche Körper besitzt innerliche Regulationsvorrichtungen, mit denen er seine Eigenwärme normalerweise zwischen 36 und 37 Grad Celsius festhält. Aber auch vorübergehende Abänderung der Körperwärme wird er tragen, so auf 40 bis 42 Grad Fieber. Die niedrigste Körperwärme, die bei einem erfrierenden lebenden Menschen gemessen wurde, beträgt 23 Grad Celsius.

Eine Reihe bemerkenswerter Beispiele über Ertragung von extremen Kälte- und Wärmegraden in der Natur hat Püttner zusammengestellt. Im und auf dem Eise des Südpols wurden Tiere gefunden, die eine unerhörte Widerstandsfähigkeit gegen Kälte besitzen. Es sind das Nördertierchen, kleine wurmartige Tiere, weiterhin Barentierchen und Fadentwürmer. Urtiere, die nur aus einer einzigen Zelle bestehen, können schadlos im Eis erstarren; dabei kühlt sich das Eis im Polarwinter auf 40 Grad unter Null ab. Flüssige Luft hat eine Temperatur von 192 Grad Celsius Kälte, flüssiger Wasserstoff von 253 Grad, flüssiges Helium von 269 Grad unter Null. Selbst hier blieben Bakterien noch am Leben. Sporen von Schimmelpilzen und feinen Kieselalgen vertragen bei langsamer Abkühlung 200 Grad unter Null.

Die Sporen des Heubazillus können eine Erhitzung auf 100 und 130 Grad eine halbe bis eine Stunde lang überleben. Auch Sonnenblumensamen vertrugen solche Erhitzung. Kohlsamen keimten noch nach Erwärmung auf 140 Grad; erst bei 150 Grad wurde ihre Keimfähigkeit vernichtet. In tropischen Gegenden sind Samen im Boden lange Temperaturen von 85 Grad ausgesetzt, nach dem ersten Regenfall sprießen sie mächtig hervor. Der Kaiserpinguin brütete in der Nacht des Südpolarwinters, als das Thermometer länger als eine Woche zwischen 51 und 61 Grad Kälte stand. Die Eier, für die kein Nest gebaut werden kann, werden in einer Bauchfalte zwischen den Füßen festgeklemmt gehalten; so erhalten sie die nötige Wärme.

Die von Menschenhand geschaffenen technischen Werke überschreiten immer wieder die ehemaligen Rekorde. Gleich bleiben sich aber Rekorde, die von Klima und Witterung aufgestellt sind. Diese extremen Klimabestandteile sind durch den Berliner Geographen Hellmann genau erforscht. Als Ort der höchsten mittleren Jahrestwärme ist demnach Massaua am Roten Meer mit 30,2 Grad anzusehen. Die Insel wird von warmem Meerwasser umspült, die Nächte kühlen nicht ab. Die niedrigste mittlere Jahrestemperatur wurde von Amundsen auf seiner Südpolfahrt in Framheim mit 25,8 Grad Kälte festgestellt.

Die höchste Lufttemperatur auf der Erde fand sich im Todes-tal an der Grenze von Kalifornien und Nevada mit 56,6 Grad. Auch im Innern von Neu-Südwaless wurden 55 Grad gemessen. In Deutschland gilt als wärmste Gegend der Oberlauf des Rheins, in der Gegend von Freiburg i. B. Die kältesten Punkte der Erde sind nicht, wie man glauben könnte,

der Nord- und Südpol. Am Sibirischen Kältepol von Werchojansk wurde die niedrigste Temperatur, fast 70 Grad Kälte, festgestellt.

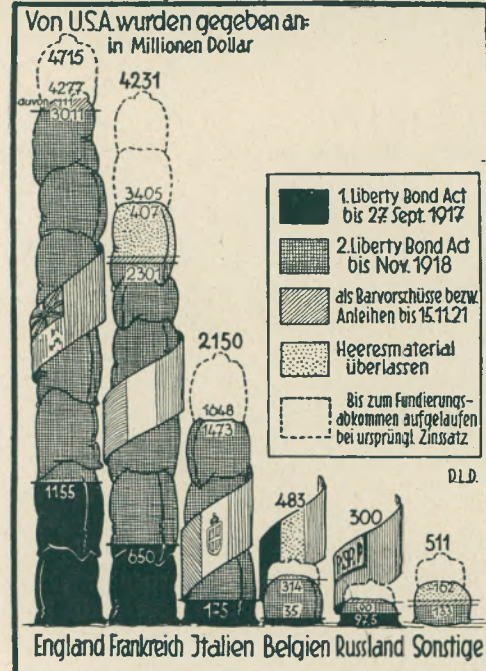
Die größte Luftfeuchtigkeit herrscht in tropischen Gewässern, so im Indischen Ozean beim Inselarchipel. Die niedrigste Luftfeuchtigkeit findet sich in den kältesten Gegenden (Framheim). Als regenreichsten Ort der Erde bezeichnet Hellmann Cherrapunji in Indien, seine mittlere jährliche Niederschlagsmenge ist 11 000 bis 12 000 Millimeter. Fast ebenso regenreich sind Kauai, die nördlichste Insel der Hawaiigruppe, und der Westfuß des Kamerunpiks am Golf von Guinea. Orte, wo es niemals regnet, gibt es nicht. Besonders wenig Regen gibt es aber an den Küsten von Chile und Peru, im früheren Deutsch-Südwestafrika, in Oberägypten, Australien. Auf Jaluit von den Marshallinseln regnet es 336 Tage im Jahr. In Deutschland gelten als regenreich Harz und südlicher Schwarzwald, als regenarm die Küsten Mecklenburgs. Die meisten Gewitter treten in Abessinien auf, durchschnittlich 214 Gewittertage im Jahr. Auch Ostafrika und Kamerun sind gewitterreich, in Deutschland der Thüringer Wald. Gewitter fehlen ganz in den beiden Polarkappen. Die längste Bewölkung liegt im europäischen Nordmeer, am Weißen Meer und Südpolarmeer, die geringste Bewölkung in Assuan am oberen Nil und an anderen Wüstenorten, auch im Persischen Golf und indischen Wüstengebiet. Die andauerndsten Stürme wehen in den von den Passatwinden überwehten Meeren. In Deutschland finden sich die meisten Stürme an der Nordseeküste.

Der höchste Berg der Erde ist der bisher immer noch unbezwungene Mount Everest im Himalajagebirge, er ist 8882 Meter hoch; der Name der Tibeter für ihn ist Tschomolungma, das heißt „Allgütige Göttinmutter der Erde“. In Europa ist der höchste Berg nicht der Montblanc mit 4810 Meter, sondern ein 5629 Meter hoher Gipfel des Elbrus im Kaukasus. Langer Aufenthalt in diesen Höhen ohne künstliche Sauerstoffzufuhr führt zu den Erscheinungen der Bergkrankheit. In einem tibetanischen Kloster in fast 5000 Meter Höhe leben jedoch ständig Menschen.

Das kleinste Lebewesen, das wir überhaupt kennen, ist die Spore eines Pilzes. Bakterien sind bis zu einem Sechstausendstel Millimeter klein. Journer d'Albe hat berechnet, daß kein lebender Organismus weniger als hundert Millionen Moleküle enthalten kann. Neuere Forschungen haben diese Zahl noch weit unterboten. Die Spore des Lycoperdonpilzes hat einen Durchmesser vom fünftausendsten Teil eines Millimeters, die in ihr enthaltenen Moleküle werden auf 80 Millionen geschätzt. Bei anderen, nur im Ultramikroskop erkennbaren Bakterien ist die Zahl der Moleküle auf 10 000 zu schätzen; das betrachtet man heute als die niedrigste Grenze für ein lebendes Wesen.

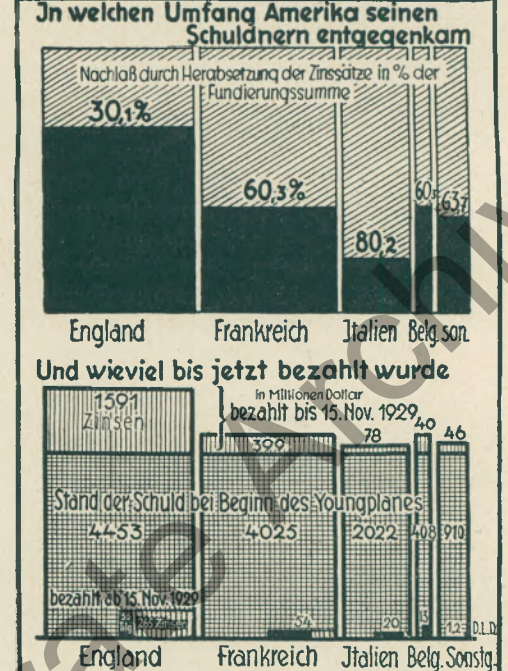
Bei bestimmten Krankheiten wird neuerdings von der Methode der Blutüberpflanzung, der Bluttransfusion, Gebrauch gemacht. Bisher war der Weltrekord für Blutspender von einem New Yorker Dockarbeiter namens Kane gehalten worden, mit 45 Liter Blut, die er im Laufe der Jahre für andere Menschen abgegeben hatte. Die französische Akademie für Medizin hat nun von einem Franzosen berichtet, Raymond Briez, der in drei Jahren insgesamt 65 Liter Blut in 264 Blutentnahmen zur Verfügung stellte. Damit steht er zur Zeit an der Spitze des hilfreichen Berufes der Blutspender.

Wie die Kriegsschulden an U.S.A. wuchsen



Kriegs- schulden und Schuld- verstrickung der Nach- kriegszeit.

U.S.A. und ihre Kriegsschuldner



Die interalliierten Schulden entstanden in der Kriegszeit, als die Kriegführenden Staaten nach Maßgabe der ihnen zur Verfügung stehenden Rohstoffe und Kapitalquellen ihren Kapitalschwächeren Bundesgenossen Kredite zur Beschaffung des Kriegsmaterials gewährten. Als die Amerikaner im April 1917 in den Krieg eintraten, da übernahmen sie großzügig die Finanzierung des Krieges. Die bisher entstandenen Forderungen an die Entente wurden durch Ausgabe von Kriegsanleihen finanziert, und 1918 gab man dann noch mal mehr als die dreifache Summe für die Kriegsführung aus. Am Ende des Krieges hatte so Amerika von seinen Bundesgenossen insgesamt $9\frac{1}{2}$ Milliarden Dollar zu fordern. Aber damit war noch lange nicht die Höhe der Kriegsschulden bestimmt, denn in den ersten Nachkriegsjahren war keiner der Schuldner imstande, Zinsen zu bezahlen; ja sie brauchten sogar noch teilweise Anleihen, um überhaupt das Volk ernähren zu können. Ferner wurde ihnen das Heeresmaterial, das Amerika in Europa zurückließ, mit etwas über $\frac{1}{2}$ Milliarden Dollar berechnet, und als man daranging, festzustellen, wie hoch nun die Forderungen Amerikas an die einzelnen Staaten waren, da war die Summe schon auf $10\frac{1}{2}$ Milliarden Dollar angelaufen. Da auch in der Zukunft die Staaten nicht alle ihren durch die Fundierungsabkommen festgesetzten Verpflichtungen nachkamen, so war bis zu Beginn der Verhandlungen über den Youngplan schließlich die Forderung Amerikas auf 11,8 Milliarden Dollar angelaufen. Amerika ist inzwischen seinen Kriegsschuldnern schon sehr weit entgegengekommen. 1922 wurde eine Kommission eingesetzt, die die Aufgabe hatte, die Höhe der Kriegsschulden und die Art der Rückzahlung festzusetzen. Mit Großbritannien, Litauen, Finnland und Ungarn wurde, während in den ursprünglichen Abkommen für alle Kriegsschulden eine Verzinsung von 5 % festgesetzt war, für die ersten zehn Jahre ein Zinssatz

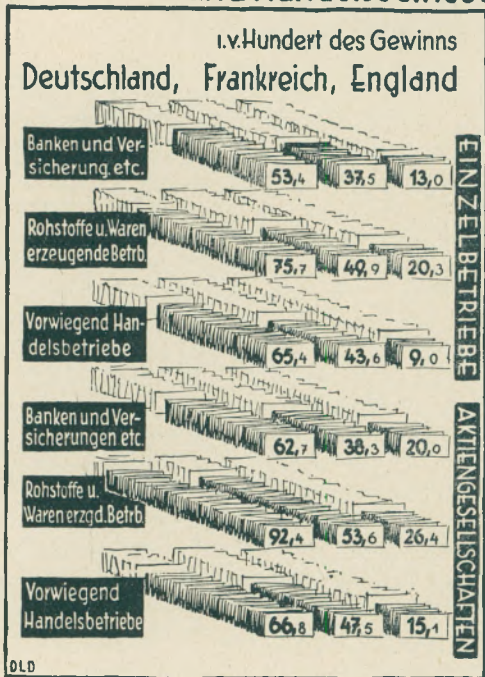
von 3 % und für die restlichen 52 Jahre von $3\frac{1}{2}$ % vereinbart. Frankreich, Belgien, Jugoslawien und Italien kamen besser weg. Der Zinssatz für Frankreich wurde nur von 1 bis 3 % festgesetzt, für Italien von 0,125 bis 2 %. Belgien erhielt überhaupt Zinsfreiheit, und Jugoslawien erhielt für die ersten zwölf Jahre Zinsfreiheit, für die weiteren fünfzig Jahre sehr niedrige Zinssätze. In ähnlicher Weise wurden auch die Schulden mit der Tschechoslowakei und Rumänien geregelt. Wie durch diese Herabsetzung der Zinssätze schon ein ganz großer Teil der Schulden nachgelassen wurde, zeigt das Bild. Unten ist nun aufgeführt, was überhaupt bisher gezahlt wurde, und man sieht daraus, wie die Zinsen so ungeheuerlich anwachsen, daß das Kapital drei- bis viermal zurückgezahlt werden muß. Etwa 50 Milliarden Reichsmark hat Amerika ungefähr noch zu fordern, und um diese Summe gehen in Zukunft die Verhandlungen.

Sollten diese von den Schuldner bezahlt werden, so müßte einmal der ganze Goldbestand der Erde, der für Währungszwecke zur Verfügung steht, in die Hände Amerikas kommen, das aber selbst schon die Hälfte dieses Goldbestandes besitzt. Man sieht daraus, daß eine Zahlung an Amerika nur in Waren möglich ist. Diese Waren müßten in den Schuldnerstaaten hergestellt und nach Amerika geliefert werden. Dazu wäre Kapital notwendig, das aber nicht mehr vorhanden ist, weil das Kapital, das Amerika während des Krieges geliefert hat, ja längst vernichtet ist. Das Bild zeigt ja, daß im normalen Geldverkehr die Rückzahlung aus der Rente erfolgt, die das Kapital, das nutzbringend angelegt ist, hervorbringt, während im Kriege vernichtete Kapitalien höchstens aus Überschüssen des normalen Kapitalverkehrs zurückgezahlt werden können, die aber in diesem Umfange ohne Störung der Kapitalwirtschaft schwer erzielt werden könnten.

Kriegsschulden-zerstörtes Kapital

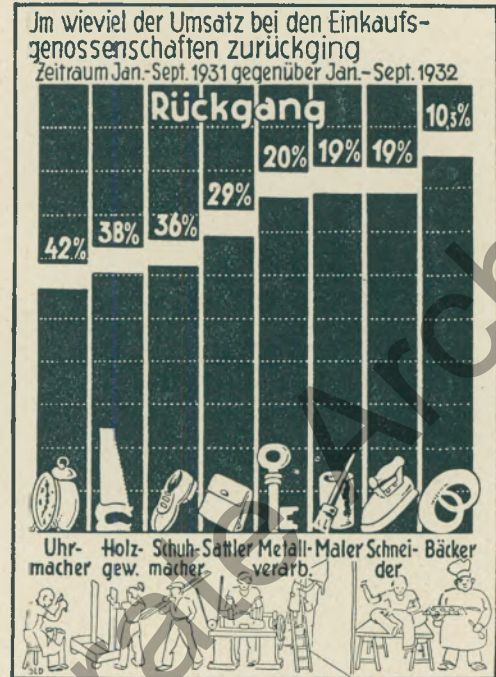


Die Belastung der Industrie- und Handelsbetriebe



Das
deutsche
Notjahr
1932.

Welche Handwerker leiden besonders durch die Krise?



Die Gesamtbesteuerung der kaufmännischen oder gewerblichen Unternehmungen.

Das Statistische Reichsamt veröffentlicht einen Vergleich der steuerlichen Belastung in Deutschland, Frankreich und England. In der Statistik wurden erstmalig die Einzelunternehmen und Aktiengesellschaften getrennt behandelt und dann weiter die Betriebsarten in kapitalintensive Betriebe, also vorwiegend Banken und Versicherungen, dann in arbeitsintensive, also vorwiegend Industrie- und Handwerksbetriebe, und schließlich in umsatzintensive Betriebe, also vorwiegend Handelsgeschäfte, eingeteilt. Die höchste Besteuerung ergibt sich in allen Ländern für den arbeitsintensiven Betrieb, unabhängig welcher Betriebsform er angehört. Die hohe Belastung kommt in Deutschland und England mit etwa zur Hälfte auf die hohen Beiträge für Sozialversicherungen. Für die umsatzintensiven Betriebe macht in Deutschland und Frankreich die Umsatzsteuer mehr als die Hälfte der ganzen Belastung aus. Die Belastung des kapitalintensiven Betriebes ist vorwiegend in Großbritannien auf Steuern von Betriebsvermögen zurückzuführen. In Deutschland und Frankreich ist auch hier der Steueranteil vom Betriebsvermögen niedriger. In ihrer Gesamtheit übertrifft die deutsche Steuer und Soziallast weit über alle möglichen Vergleichsgrenzen hinaus bei sämtlichen Betriebstypen die der anderen Staaten.

Das deutsche Handwerk in der Wirtschaftskrise.

Wenn man von den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise in Deutschland spricht, so weist man immer zu allererst auf das Sinken der Produktionsziffer in der Industrie hin und vergißt dabei sehr oft die große Not, die im deutschen Handwerk als Folge der Krise eingezogen ist. Unser Bild zeigt, wie der Umsatz bei den Genossenschaften, bei denen der Handwerker seine Rohmaterialien einkauft, ge-

sunken ist. Da durchschnittlich in Deutschland eine Umsatzschrumpfung von 20% zu beobachten ist, so zeigt unser Bild, daß hauptsächlich im Holzgewerbe, bei den Schuhmachern und Sattlern die Krise sich besonders stark auswirkte. Die Nahrungsmittelindustrie und das Nahrungsmittelgewerbe haben natürlich einen viel geringeren Umsatzrückgang zu verzeichnen, auch die Schneider, da man ja essen und sich kleiden muß. Auch das Metall verarbeitende Gewerbe, das ja heute hauptsächlich auf dem Lande noch verbreitet ist und dort für die Instandhaltung der Arbeitsmaschinen der Landwirtschaft sorgt, hat keinen so starken Umsatzrückgang zu verzeichnen wie die zuerst erwähnten Handwerkszweige.

Woran wird zuerst gespart?



Die Not des Jahres 1932.

Mit einem Seufzer der Erleichterung sieht man heute auf das Jahr 1932 zurück. Darf man doch aus mancherlei Gründen die feste Hoffnung hegen, daß das Jahr 1933 langsam, aber zusehender den Wiederaufstieg des deutschen Volkes und damit der deutschen Wirtschaft einleitet. Daß es schlimm war, das zeigt zusammenfassend vielleicht am beweiskräftigsten das nebenstehende Schaubild. Wenn man sieht, wie ungeheuer stark die Rückgänge für die einzelnen Verbrauchsgüter waren, so denkt man in erster Linie an die Kaufleute und Fabrikanten. Man soll aber auch daran denken, wie ungeheuer viel Wünsche in diesem Notjahr 1932 begraben werden mußten, wie sehr es die Menschen verbitterte wenn sie immer wieder entsagen mußten. Die letzte Überlegung sagt uns, daß schließlich überhaupt niemand davon einen Vorteil hat, wenn niemand kaufen kann und niemand verkaufen kann. Und so wollen wir hoffen, daß das neue Jahr für Deutschland und für die ganze Weltwirtschaft die Grundlagen schafft für eine Bedarfsdeckung, die dem Arbeitswillen und der Verbrauchsmöglichkeit der Menschen entspricht.

Vom Mechaniker zum Mitbegründer einer Weltfirma.



Johann Georg Halske.

Wenn die Allgemeinheit von J. G. Halske, dessen Name in Verbindung mit dem Namen Siemens in der ganzen Welt bekannt ist, nur wenig weiß, so liegt es daran, daß er verhältnismäßig früh, fast ein Vierteljahrhundert früher als Werner Siemens, aus der Firma Siemens & Halske ausschied und nicht, wie dieser, als Wissenschaftler und Erfinder in die Erscheinung getreten ist.

Am 30. Juli 1814 als Sohn eines Kaufmanns in Hamburg geboren, trat er nach Verlassen des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster zunächst in die Berliner Maschinenbauanstalt von Schneggenburger ein, wo er die damals übliche schwere Lehrzeit in der Werkstatt durchmachen sollte. Werkzeug- und Kraftmaschinen waren wenig oder gar nicht vorhanden, fast alles mußte von Hand hergestellt werden. Das war Halske, der in der Jugend schwächlich war, auf die Dauer zu schwer. Daher wurde er zu einem damals in Berlin angesehenen Präzisionsmechaniker in die Lehre gegeben. Hier hatte er Gelegenheit, sich eine gewisse Selbständigkeit zu erwerben und sich wissenschaftlich und praktisch weiterzubilden.

Gleich vielen begabten Männern, die sich im späteren Leben durchgesetzt haben, war es Halske infolge besonderer Umstände in der Jugend versagt, sich durch den Besuch höherer technischer Schulen eine vertieftere Bildung anzueignen; er mußte sich vielmehr sein geistiges Rüstzeug für seinen Beruf selbst zusammentragen.

Schon während seiner Lehrzeit hatte er infolge seiner geistigen Regsamkeit und Geschicklichkeit in seinem Fache Gelegenheit, mit verschiedenen Universitätsprofessoren in Berührung zu kommen, denen er wertvolle Einwirkungen auf sein geistiges Leben verdankte.

Nach Beendigung seiner Lehrzeit arbeitete er zunächst in verschiedenen mechanischen Werkstätten, rückte schnell bis zur ersten Stelle als Werkführer vor, und bei Repsold hat er u. a. die Metallarbeit an den berühmten Meßinstrumenten für die Pulkowaer Sternwarte, größtenteils mit eigener Hand, ausgeführt.

Im Jahre 1843 kehrte er nach Berlin zurück und gründete hier 1844 mit F. M. Böttcher als Teilhaber ein eigenes Unternehmen, das sich vorwiegend mit dem Bau chemischer Apparate befaßte. Als erwähnenswert, in dieser Zeit von Halske gebaute Apparate werden genannt: seine selbstkalibrierende Teilmaschine für Eudiometerrohren, sein verbessertes Reflexionsgoniometer, sein Apparat für Zirkumpolarisation der

Zuckerlösungen, den Biot der Akademie der Wissenschaften in Paris vorführte; außerdem stellte er vortreffliche Waagen und Luftpumpen her.

Der 1846 konstruierte Zeigertelegraph mit Selbstunterbrechung von Werner Siemens gab nicht nur diesem, sondern auch Halske die entscheidende Lebensrichtung. Werner Siemens mußte sich nach einem Sachmanne zur Ausführung seines Apparates und, wenn möglich, zur gemeinsamen Errichtung einer für dessen fabrikmäßige Herstellung erforderlichen Werkstatt umsehen.

Der Physiker Emil du Bois-Reymond, der Halske schon seit dessen Tätigkeit in dem Hirschmannschen Unternehmen kannte und schätzte, lenkte die Aufmerksamkeit von Werner Siemens auf Halske. Er brachte die beiden, die bis dahin persönlich nicht bekannt geworden waren, obgleich sie beide der Physikalischen Gesellschaft angehörten, Silvester 1846 zusammen. Das Ergebnis dieser Zusammenkunft war zunächst, daß Werner Siemens Anfang Januar 1847 Halske die Ausführung seines Telegraphenapparates übertrug. Aber die Herstellung und Lieferung solcher Apparate in größerer Anzahl, wie sie zu erwarten war, zu denen noch die Herstellung von Läutewerken für Eisenbahnen sowie Drahtisolierungen mittels Guttapercha kommen sollte, drängte Werner Siemens zu einer engeren Verbindung mit einem Geschäftsteilhaber, zumal er noch als Offizier im Militärdienst stand und von seinen dienstlichen Aufgaben überwiegend in Anspruch genommen war.

Am 1. Oktober 1847 erfolgte der Zusammenschluß zwischen Werner Siemens und Georg Halske; Halske schied aus seinem alten Unternehmen aus und gründete zusammen mit Werner Siemens eine Telegraphenbauanstalt in Berlin, in die Werner Siemens sich den persönlichen Eintritt nach seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst vorbehielt. Die Verbindung beider hätte nicht glücklicher sein können. Halske gab nicht nur den Schöpfungen des genialen Erfinders die geeignete Form, sondern nahm ihm auch den Kleinkram von Arbeit ab, wie ihn die Fabrikation im einzelnen, aber auch der Betrieb im ganzen mit sich brachte. Dem jungen Unternehmen kam es zu statten, daß Halske von der Pike auf gedient hatte und sein Gebiet vollkommen beherrschte. Dadurch wurde der Grund gelegt für die gediegene Arbeit und den guten Ruf der Erzeugnisse von Siemens & Halske.

Wer sich tiefer mit der Geschichte dieser Firma beschäftigt hat, weiß, daß das junge Unternehmen manche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, und daß ihm die Erfolge nicht mühelos in den Schoß gefallen sind. In allen diesen Zeiten hat Halske sich durch seine Zuverlässigkeit und sein Pflichtbewußtsein aufs beste bewährt. Welcher Wertschätzung er sich bald bei Werner Siemens erfreute und mit welcher Wärme er in den Siemensschen Familienkreis aufgenommen wurde, bezeugt nicht nur der Briefwechsel zwischen beiden, sondern neben dem vertraulichen „Du“, das sie miteinander wechselten, auch die Ehrerbietung, mit der Werners Brüder Halske begegneten. Zu einer ernststen Mißstimmung zwischen beiden ist es nie gekommen.

Zwei Jahrzehnte hatte Halske als tätiger Teilhaber der Firma Siemens & Halske angehört, als er am 31. Dezember 1867 aus dem Unternehmen ausschied. Aus dem englischen Zweiggeschäfte war er bereits am 31. Dezember 1863 ausgetreten, weil er dessen wagemutige Unternehmungen nicht mitmachen wollte. Er schied in bester Freundschaft von Werner Siemens und seinem Kreise und blieb der Firma als Berater und stiller Teilhaber weiter verbunden. Sein Zugehörigkeitsgefühl zur Firma zeigte sich auch beim fünfundzwanzigjährigen Geschäftsjubiläum von Siemens & Halske im Jahre 1872, indem er dem Stiftungsfonds der Pensions-, Witwen- und Waisenklasse aus eigenen Mitteln 10 000 Taler hinzufügte.

Die Frage ist oft erörtert worden, warum Halske so früh aus der Firma ausgeschieden sei. Werner von Siemens sagt darüber in seinen Lebenserinnerungen:

„Im Jahre 1868 zog sich mein alter Freund und Sozios Halske aus der Firma zurück. Die günstige Entwicklung des Geschäfts — es wird dies manchem auf den ersten Blick nicht recht glaublich erscheinen — war der entscheidende Grund, der ihn dazu veranlaßte. Die Erklärung

liegt in der eigenartig angelegten Natur Halskes. Er hatte Freude an den tadellosen Gestaltungen seiner geschickten Hand, sowie an allem, was er ganz überfah und beherrschte. Unsere gemeinsame Tätigkeit war für beide Teile durchaus befriedigend. Halske adoptierte stets freudig meine konstruktiven Pläne und Entwürfe, die er mit merkwürdigem mechanischem Taktgefühl sofort in überraschender Klarheit erfaßte, und denen er durch sein Gestaltungstalent oft erst den rechten Wert verlieh. Dabei war Halske ein klar denkender, vorsichtiger Geschäftsmann, und ihm allein habe ich die guten geschäftlichen Resultate der ersten Jahre zu danken. Das wurde aber anders, als das Geschäft sich vergrößerte und nicht mehr von uns beiden allein geleitet werden konnte. Halske betrachtete es als eine Entweihung des geliebten Geschäftes, daß Fremde in ihm anordnen und schalten sollten. Schon die Anstellung eines Buchhalters machte ihm Schmerz. Er konnte es niemals erwinden, daß das wohlorganisierte Geschäft auch ohne ihn lebte und arbeitete. Als schließlich die Anlagen und Unternehmungen der Firma so groß wurden, daß er sie nicht mehr übersehen konnte, fühlte er sich nicht mehr befriedigt und entschloß sich, auszuschcheiden.“

Halske, der als wohlhabender Mann aus der Firma ausgeschieden war, konnte noch nicht müßig sein. Vielleicht drängte ein ihm innewohnendes altruistisches Empfinden gerade nach Betätigung im Dienste des Gemeinwohls, der er sich nun bis zu seinem Tode ehrenamtlich als Stadtverordneter und Stadtrat von Berlin hingab. Nebenher widmete er sich vorwiegend gemeinnützigen Bestrebungen aller Art.

Besondere Verdienste erwarb er sich um die Förderung des Kunstgewerbes, wie besonders um die Errichtung und Fortführung des Kunstgewerbemuseums in Berlin. Zur Förderung gemeinnütziger Bestrebungen hatte er immer eine offene Hand, und stets hat er im stillen mit vollen Händen gegeben, wo es galt, bei Not oder Unglück zu helfen. Dies hat, neben seinem freundlichen, natürlichen Wesen, zu einer gewissen Popularität, der er sich erfreute, beigetragen.

Halske starb nach längerem Leiden am 18. März 1890, 76 Jahre alt, im gleichen Lebensalter wie Werner Siemens.

Eine eindrucksvolle Würdigung der Verdienste Halskes verdanken wir dem Physiologen Professor E. du Bois-Reymond, der mit Halske über ein Menschenalter lang bekannt war, anlässlich seiner in der Physikalischen Gesellschaft gehaltenen Gedächtnisrede beim Tode Halskes, die hier auszugsweise wiedergegeben ist:

„Ich erkannte sehr bald, daß Halske viel mehr war als nur ein geschickter Arbeiter. Er besaß in seltenem Maße das konstruktive Talent und wußte mit sicherem Spürsinn auch ohne gelehrte Schulung wissenschaftliche Aufgaben zu erfassen und zu ihrer Bewältigung die einfachsten und besten Mittel zu finden. Es war ein hoher Genuß,

dessen ich mich oft halbe Nächte lang erfreute, ihn, den Bleistift in der Hand, eine experimentelle Anordnung oder eine neue Vorrichtung Schritt um Schritt der Vollendung in der Idee entgegenführen zu sehen. Hier ist nicht der Ort, im einzelnen zu berichten, wieviel ich persönlich ihm in dieser Art verdanke; es genüge die Andeutung, daß viele meiner Apparate, welche nicht ohne Nutzen für den Fortschritt der Wissenschaft blieben, wie das Schlitteninduktorium und der

runde Kompensator, ihre letzte Gestalt von ihm erhielten. Nicht minder förderlich ward sein Umgang mehreren meiner Studiengenossen, während die älteren Physiker, unsere Lehrer, namentlich Mitscherlich, dem er unentbehrlich wurde, bald in ihm den bedeutenden Jünger und Fortführer der Berliner mechanischen Schule erblickten. Auch Johannes Müller war er noch als Hirschmanns Gehilfe bei seinen Arbeiten über die Stimme und Sprache dienlich gewesen... Im Schleifen Nicolischer Prismen hatte sich Halske eine nicht leicht zu übertreffende Meisterschaft erworben, wie denn überhaupt neben seinen nachmaligen Verdiensten um die Elektrizität seine Leistungen in der Optik zu sehr vergessen sind, an welche nur etwa in physiologischen Sammlungen sein lehrreiches Stereoskop mit beweglichen Bildern noch erinnert. In der kleinen Werkstatt in der Karlstraße half mir Halske das Galvanoskop mit astatischer Doppel-nadel zu noch nicht dagewesener Empfindlichkeit vervollkommen und gab mir Gelegenheit, das damals angestaunte Gewinde von 24 160 Umläufen selber zu Wickeln... Halske besaß nicht bloß die vorher gerühmte mechanische Gestaltungskraft, sondern er verstand es auch, was für ein solches Unternehmen von nicht geringerer Bedeutung war, „arbeiten zu lassen“. Stellte er

vermöge der ersten Gabe die Form einer Menge von Organen fest, deren die neue Technik bedurfte, und die heute so verbreitet sind, daß man kaum noch daran denkt, wie sie einst erfunden werden mußten, so befähigte ihn die zweite Gabe, eine Werkstatt für Hunderte von Arbeitern, wie sie bald nötig wurde, auszurüsten, zu gliedern, zu übersehen und in Ordnung zu erhalten, die richtigen Leute an die richtigen Plätze zu stellen und, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, das Vertrauen und die Herzen der Arbeiter zu gewinnen. Was aus dieser Werkstatt hervorging, trug mit dem Namen Siemens & Halske den Stempel höchster mechanischer Vollendung. Halskes Grundsatz und Streben war, jedes Stück bis in die letzte Schraube zu einem möglichst vollkommenen Kunstwerk zu machen, und die Überlegenheit Siemens-Halskescher Arbeit hat auf den seitdem ins Leben getretenen Weltausstellungen stets laute Anerkennung gefunden.“

Wohl das schönste Denkmal ist Johann Georg Halske dadurch gesetzt worden, daß die Erinnerung an ihn durch unverändertes Festhalten seines Namens in der alten Firmenbezeichnung „Siemens & Halske“ fortlebt.

P. Rammelt.

Charakter.

Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandsliebe sind die einzigen, nicht zu erschütternden Träger des Charakters; ihrer Entwicklung und Befestigung bedarf der Mann, der sich zu höheren Stellen bestimmt, und sie erreicht noch mehr als der, so sich in den einförmigen Verhältnissen des Privatlebens bewegt, und er ist daher durch seine Bestimmung gebieterisch aufgefordert, auf jene Zwecke seine ganze Aufmerksamkeit zu richten. In großen Situationen entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen; man kann anderer Geist und Wissen benutzen und muß sie wegen der menschlichen Beschränktheit benutzen, aber den Charakter eines anderen kann man sich nicht aneignen, wohl aber sich mit Aufhebung aller Selbständigkeit unterwerfen.

Die vollkommene geistige und sittliche Bildung eines Volkes besteht in der Bildung des einzelnen Menschen, in der politischen Entwicklung des ganzen Staates zur politischen gesetzlichen Freiheit.

Diese ist in Deutschland noch höchst unvollkommen, und daher entsteht in dem deutschen Charakter und Geist eine Lücke und Lähmung, die nur freie Institutionen und das öffentliche Leben, nicht die Schule allein zu beseitigen vermögen.

Volkvertretung halte ich wichtig zur Entwicklung der moralischen und intellektuellen Kräfte der Nation; eine Konstitution ist wünschenswert, aber nur keine importierte, doktrinaire oder nachgeahmte, sondern eine aus dem Geschichtlichen, Eigentümlichen des Volkes genommene, die Zeit und Erfahrung zur Vollkommenheit bringt.

Frhr. vom Stein.

Technische Gedenktage.

2. 3. 1848 wurde in Boston Henry Marion Howe geboren. 1872 trat er in Pittsburgh in die Praxis ein und baute im Jahre 1880 die Oxford Nickel & Copper Co. 1890 führte er die Erzeugung hochlegierten Manganstahls in Amerika ein. 1897 wurde er Professor der Metallurgie an der Columbia-Universität, wo er sich mit großem Erfolg um die wissenschaftliche Durchdringung der Hüttenkunde und insbesondere des Eisenhüttenwesens bemüht hat. Howe war wiederholt Präsident der großen amerikanischen Ingenieurgesellschaften und hat neben zahlreichen Aufsätzen aus der Metallurgie grundlegende Bücher über die Metallurgie des Kupfers, des Stahls und der Eisenlegierungen veröffentlicht.
7. 3. 1838 wurde in Jalapa in Mexiko Carl Otto geboren. Nach dem Tode des Vaters kehrte die Familie nach Deutschland zurück, und der junge Otto erwartete sich mit 20 Jahren in Gießen bereits die Doktorwürde. Er vervollständigte seine Studien noch in Freiberg i. Sa. und war dann als Chemiker bei verschiedenen Hütten tätig. 1872 begann er mit dem Bau einer Fabrik feuerfester Steine in Dahlhausen a. d. Ruhr. Bald befaßte sich Otto auch mit der Herstellung vollständiger Ofen, und vor allen Dingen waren es die Koksofen, denen er seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Bis zum Tode Ottos im Jahre 1897 baute sein Unternehmen fast 10 000 Koksofen. Ein wichtiger Zweig war die Nebenerzeugnissegewinnung bei der Kokerei. Um die Kokereien anzuregen, derartige Einrichtungen zu bauen und die wertvollen Nebenerzeugnisse zu gewinnen, ging Otto hin und baute auf einigen Zechen vollständige Nebengewinnungsanlagen, ohne einen Pfennig dafür zu verlangen. Er behielt sich nur für eine gewisse Reihe von Jahren den Erlös für den Verkauf der Nebenerzeugnisse vor.
18. 3. 1848 wurde die Königliche Eisengießerei zu Berlin von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, die durch Revolutionäre verursacht wurde. Dabei wurden alle Geschäftsbücher, Bedingetabellen, die Büchersammlung mit Kupferstichen und Zeichnungen sowie die Registratur verbrannt. Von den Gebäuden wurde ein großer Teil vernichtet. Am größten war aber der Schaden durch Verlust zahlreicher Holz- und Gipsmodelle, die teils verbrannten, teils zerschlagen wurden. Auch von den zahlreichen Metallmodellen wurde nur ein geringer Teil gerettet. Durch den Verlust ihrer reichen Modellschätze, an denen Künstler mit den besten Namen gearbeitet hatten, verlor die Berliner Eisengießerei ihre führende Stellung unter den Kunstgußwerkstätten.
19. 3. 1846 wurde zu Prag Georg Wellner geboren. Er wirkte als Professor der Maschinenbaukunde an der Technischen Hochschule zu Brünn. Sein Name ist mit der Frühgeschichte des Flugwesens verknüpft. Eine von ihm erfundene Segelradflugmaschine erregte großes Aufsehen. Jedoch gingen die großen Erwartungen, die man an Wellners Versuche knüpfte, nicht in Erfüllung, wenngleich sie wertvolle Feststellungen über den Luftwiderstand lieferten. Er hat über seine Maschinen und deren Theorie verschiedene Abhandlungen geschrieben und auch ein Buch „Über die Möglichkeit der Luftschiffahrt“ Anfangs der achtziger Jahre herausgegeben.
21. 3. 1853 erhielt Alfred Krupp in Essen ein preussisches Patent auf sein Verfahren, nahtlose Radreifen herzustellen. Früher wurden die Radreifen meist aus profilierten Schienen zusammengeschweißt. Es liegt aber auf der Hand, daß die Reifen leicht an den Schweißstellen brachen. Alfred Krupp teilte einen Gußstahlblock in mehrere Teile, die jeder so schwer waren wie der fertige Reifen. Diese Teile wurden in der Mitte gelocht, aufgeweitet und nach und nach zu einem Ring ausgeschmiedet. Auf einem Walzwerk wurde dieser dann zu einem Radreifen fertiggewalzt. Diese Erfindung Krupps ist maßgebend gewesen für die gesamte Radreifenherstellung, da heute im Grunde nach dem gleichen Verfahren gearbeitet wird.
22. 3. 1831 starb in London William Symington. Mit 21 Jahren erbaute er mit Hilfe seines Vaters einen Dampfwagen, der in den Straßen seines Heimatortes Leadhills als Wunderwerk umherfuhr. James Watt versuchte auf Grund seines Dampfmaschinenpatentes Symingtons Arbeiten zu unterbinden; dies gelang ihm aber nicht, denn im Jahre 1787 erhielt Symington ein Patent auf eine verbesserte Dampfmaschine. Auch auf dem Gebiete des Dampfschiffes arbeitete Symington mit einigem Erfolg. Die kleinen Boote, die er zur Probe baute, bewährten sich durchaus, und im Jahre 1802 konnte er ein größeres Boot auf dem Clydekanal zur Probe fahren lassen. Da man aber fürchtete, daß die vom Boot aufgeworfenen Wellen die Kanalufer zu sehr beschädigen könnten, wurde der Betrieb des Bootes eingestellt. Doch hatten diese erfolgreichen Probefahrten zur Folge, daß Symington acht solcher Dampfboote in Auftrag erhielt; aber leider wurde diese Hoffnung Symingtons zu Grabe getragen, da sein Auftraggeber kurz vor dem Beginn der Arbeiten starb. Symington ist einer jener Erfinder, die keinen klingenden Lohn für ihre Geistesarbeit erhalten haben. Er starb in Armut und verbittert.
22. 3. 1855 starb in Stuttgart Achilles Christian Wilhelm Friedrich von Faber du Faur. Er studierte in Tübingen, Stuttgart und Freiburg und wurde 1810 auf dem Hüttenwerk Königsbrunn angestellt, von wo er später zum Hüttenamtsverweser nach Wasseralfingen berufen wurde. In dieser Stellung hat er verschiedene Verbesserungen im Eisenhüttenwesen durchgeführt, von denen besonders die Benutzung der Hochofengase zur Erwärmung des Gebläsewindes hervorzuheben ist. Wenngleich Faber du Faur in dem badischen Hüttenwerk zu Hausen schon einen Vorläufer hat, so gebührt ihm doch das Verdienst, einen Apparat zur Erwärmung des Gebläsewindes erbaut zu haben, der sich einmal im Dauerbetrieb gut bewährte und zum andern maßgebend geworden ist für die Ausgestaltung derartiger Apparate. Faber du Faurs Name gehört zu den besten in der Geschichte des Eisens im 19. Jahrhundert.
27. 3. 1820 wurde in Pápa (Ungarn) Johann Zimmermann geboren. Zum Theologen bestimmt, zeigte er wenig Neigung zu diesem Beruf und trat als Lehrling in eine Fabrik für Turmuhren und landwirtschaftliche Maschinen ein. 1839 kam er nach Chemnitz und machte sich einige Jahre später hier selbstständig. Anfanglich stellte er Spinnmaschinenzylinder her, ging aber Ende der vierziger Jahre zum Bau von Werkzeugmaschinen über. Er erweiterte nach und nach sein kleines Unternehmen und war Anfangs der sechziger Jahre so weit, daß er glaubte, die damals den Markt beherrschenden englischen Werkzeugmaschinen aus dem Felde schlagen zu können, und besichtigte mit seinen Maschinen die große Londoner Weltausstellung im Jahre 1862. Das Preisgericht, dem auch John Whitworth angehörte, erkannte ihm die große goldene Medaille zu. Diese internationale Anerkennung war für Zimmermann die Krönung seiner Lebensarbeit, und nun begann sich auch für ihn der geschäftliche Erfolg auszuwirken. Zimmermann lieferte sowohl für die Holz- als auch für die Metallbearbeitung viele Werkzeugmaschinen, von denen er eine Reihe erst neu schaffen mußte. In seinem Betriebe legte er Wert auf peinliche Ordnung und Sauberkeit und bemühte sich schon frühzeitig für eine gediegene Ausbildung der Lehrlinge und Arbeiter. 1871 ging seine Maschinenfabrik in den Besitz einer Aktiengesellschaft über, deren Leitung Zimmermann bis 1878 in der Hand behielt; dann setzte er sich zur Ruhe.
27. 3. 1828 starb in West-Cambridge (Mass.) Amos Whittemore. Sein Vater war Farmer, aber da der Sohn große technische Begabung zeigte, gab er ihn einem Gewehrmacher in die Lehre. Nach mancherlei technischen Experimenten kam er auf die Herstellung von Baumwoll- und Wollkarden, die er maschinell ausführen wollte, gegenüber der bisher von Hand hergestellten Karden. Nach vielen Mühen und Versuchen gelang es ihm endlich, ein brauchbares Modell herzustellen, auf das er für vierzehn Jahre einen Patentschutz erhielt, der nach Ablauf auf weitere vierzehn Jahre verlängert wurde. Whittemore war in der beneidenswertesten Lage, die Früchte seiner Arbeit zu sehen. Er verkaufte später seinen Anteil und setzte sich auf einem kleinen Landgute zur Ruhe, wo er sich fortan mit astronomischen Arbeiten beschäftigte.
27. 3. 1899 wurde eine drahtlose Verbindung zwischen England und dem europäischen Festlande hergestellt. Die englische Station lag in South Foreland bei Dover und die auf französischer Seite bei Wimereux in der Nähe von Boulogne. Die Entfernung zwischen den beiden Stationen betrug 32 englische Meilen. Am 8. April des gleichen Jahres versuchte man während eines Schneegewitters eine Begrüßungsdepesche des Chefs des englischen Telegraphenwesens an den französischen Handelsminister zu übertragen. Die Übertragung gelang trotz des Gewitters ohne Störung.

Jahade.

Die Regierung erkennt den vollen Ernst ihrer Aufgabe und die Größe der Schwierigkeiten, welche ihr entgegneten; sie fühlt sich aber stark in dem Bewußtsein, daß es die Bewahrung der wichtigsten Güter des Vaterlandes gilt, und wird daher auch das Vertrauen festhalten, daß eine besonnene Würdigung dieser Interessen schließlich zu einer dauernden Verständigung mit der Landesvertretung führen und eine gedeihliche Entwicklung unseres Verfassungsproblems ermöglichen werde.

Schlußworte Bismarcks anläßlich der Schließung des Preussischen Landtages am 27. Mai 1863.

Fortschritte der Technik

Staubmilch für Menschen. — Mehlstaub und Zucker für Motoren? — Erze werden magnetisiert.

In den letzten Jahren hat der Kautschuk in einer neuen Form in der Industrie steigende Anwendung finden können. Während man früher die Kautschukemulsion durch einen geringen Säurezusatz zerlegte, ähnlich wie man aus der Milch das Kasein ausfällt, ist man inzwischen dazu übergegangen, die Kautschukmilch als solche zu erhalten oder jedenfalls den Zustand einer Emulsion. Einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hat die sogenannte Zerstäubungs-Trocknung. Bei diesem Verfahren werden Flüssigkeiten fein zerstäubt und in diesem Zustande verdampft, so daß alle festen Anteile zurückbleiben. Dieses Verfahren hat man nunmehr auch auf die Milch selbst angewendet. Man hat daraus ein trockenes Produkt hergestellt, das jetzt unter dem Namen Narmil auf dem Markte erscheinen wird. Der große Vorteil gegenüber der Ausfällung des Kaseins besteht bei dem neuen Verfahren darin, daß auch alle löslichen Bestandteile der Milch in dieser Pulverform erhalten bleiben. Also enthält das neue Narmilmittel den Milchsucker und andere Kohlehydrate, ferner die mineralischen Aufbausalze, neben dem Milcheiweiß. Dieses zudem in einer löslichen Form, da die erstgenannten Stoffe als sogenannte Schutzkolloide wirken, also ein Ausflocken verhindern. Die bisherigen Versuche haben ergeben, daß sich mit Narmil eine ganze Reihe schmackhafter Suppen und billiger Eintopfgerichte herstellen lassen, letztere in Verbindung mit Hafermehl und Gemüsemehlen. Man sieht also, daß sich hier gleich noch eine weitere Trockenform von stark wasserhaltigen Nahrungsmitteln anschließt.

Für die deutsche Landwirtschaft ist diese Entwicklung besonders zu begrüßen, denn es wird auf diesem Wege aus der so leicht verderblichen Magermilch ein hochwertiges Erzeugnis, das sehr gut lager- und versandfähig ist. Zur Zeit lassen sich etwa 7 Milliarden Liter entrahmter Milch nicht wirtschaftlich verwerten. Dabei spielt eine besondere Rolle, daß der Hauptteil davon saisonmäßig innerhalb weniger Monate anfällt. Wenn sich das neue Erzeugnis in der Praxis durchsetzt, so bedeutet das für die Landwirtschaft eine ganz außerordentliche, begrüßenswerte Erhöhung ihres Ertrages. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß der Absatz nur zum wenigsten durch die Mittel der Technik sicherzustellen ist. Unsere Lebens- und Ernährungsgegewohnheiten lassen sich nicht so leicht umschalten wie die Arbeitsverfahren der Technik.

Noch aus einem andern Grunde wird man leider die Hoffnungen auf eine schnelle Einbürgerung des neuen Volksnahrungsmittels nicht allzu hoch stecken dürfen. Seit einer längeren Zeit bereits ist eine andere technische Glanzleistung, das entbitterte Mehl der Sojabohne, auf dem Markte, das nicht nur Kohlehydrate und reichlich Lecithin enthält, sondern außerdem noch Eiweiß und Fett. Bisher hat es sich aber im Haushalt eigentlich noch nirgends bemerkbar gemacht. Sogar aus Baumwollsaamen hat man schon ein hochwertiges Volksnahrungsmittel hergestellt, das in den Erzeugerländern, insbesondere in Ägypten, Absatz finden soll.

An sich passen diese neuen Nahrungsmittel schlecht zu der Überfülle von hochwertigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen in aller Welt. Scheinbar wird hier ein Zweig der Technik durch andere auf Abwege gedrängt. Die Motorisierung der überseeischen Landwirtschaft und die Einführung des Mähreschers haben in Amerika zu der Überproduktion an Getreide geführt. Die Verbesserung des Anbaus von Zuckerrohr und die große vervollständigung der maschinellen Einrichtungen für Rohrzuckerfabriken haben das Verhältnis von Rohrzucker und Rübenzucker wieder sehr zugunsten des Rohrzuckers verschoben. Der Aufschwung des Zuckerrübenanbaus in Europa, eine Folge der Kontinentalperre Napoleons, wurde im neunzehnten Jahrhundert als eine Glanzleistung der Agrikulturchemie und der Pflanzenzüchtung mit Recht gefeiert. In der Nachkriegszeit haben an der Ausstattung der überseeischen Rohrzuckerfabriken deutsche Maschinenbauanstalten einen sehr erheblichen Anteil. So hat in den Jahren von 1913/14 bis 1931/32 die Produktion von Rohrzucker in der Welt um 65% zunehmen können. In derselben Zeit ist in Deutschland die Gewinnung von Zucker von 2,7 auf 1,6 Millionen Tonnen zurückgegangen. Ähnlich steht es in den andern Zuckerbauenden Ländern, besonders Belgien und der Tschechoslowakei, aus.

Diese Zusammenhänge muß man sich vor Augen halten, wenn man die richtige Einstellung zu manchen sogenannten Erfindungen finden will. In Südamerika hat man einen Motor mit Mehlstaub betrieben. Ebensogut könnte man ihn mit Kaffeestaub treiben, denn man hat ja in Brasilien Kaffee schon ins Meer geschüttet oder verbrannt. Explodieren können fast alle Stäube aus pflanzlichem Material, da sie ja Kohlenstoff und Wasserstoff enthalten. Auf derselben Stufe steht das Verfahren eines Tschechen, der eine Lösung von 25% Zucker in Alkohol als Treibstoff für Automobile benützen will.

Solche Verfahren als abwegig zu erkennen, ist nicht allzuschwer. Viel schwieriger ist die Entscheidung bei den neuen Rohstoffen oder Nahrungs-

mitteln. Das Urteil wird ein ganz anderes sein je nachdem, ob man vom weltwirtschaftlichen oder nationalwirtschaftlichen Standpunkte ausgeht. Fast hat es den Anschein, als sei auch der technische Fortschritt nur relativ. Aber diese Auffassung wäre nur richtig, wenn man an die Erfindungshöhe keine allzu hohen Anforderungen stellt. Die Erfindung des Dieselmotors oder des Flugzeuges überhaupt ist — ebenso wie die Erfindung der Dampfmaschine und der Telegraphie — ein technischer Fortschritt von absolutem Werte, wenn man nicht überhaupt mit Maßstäben fremder Kulturkreise messen will!

Im Grunde genommen sind die oben erwähnten „Erfindungen“ ja alle nur Variationen desselben Prinzips. Es braucht eben der Verbrennungsmotor irgendeinen Treibstoff. Neben den flüssigen hat bekanntlich schon Rudolf Diesel an die Verwendung von Kohlenstaub gedacht. Ob man nun an Stelle von Benzin Rohöl, Alkohol oder an Stelle von Kohlenstaub Mehlstaub oder einen andern brennbaren Staub verwendet, ändert an dem Prinzip gar nichts, wenn man natürlich auch Einzelheiten entsprechend umkonstruieren muß. Da die flüssigen Treibstoffe in gasförmigem Zustande verbrennen, stellt auch die Verwendung von Wasserstoff, um die man sich gerade in letzter Zeit wieder bemüht, von Methan, Leuchtgas oder Generatorgas aus Holz nichts weiter dar als die Variation des Treibmittels, für die wirtschaftliche oder gar politische Gesichtspunkte viel stärker maßgebend sein können als technische.

Das zur Zeit sich allenthalben bemerkbar machende Streben nach Autarkie wird die Variationen eines Verfahrens erheblich vermehren. Ob aber grundlegende, umwälzende Erfindungen aus dieser Einstellung heraus geschaffen werden können, darf man mit einigem Rechte bezweifeln. Es sind ja eben für diese Entwicklungen viel mehr wirtschaftliche als technische Gesichtspunkte maßgebend. Die Hoffnung auf Subventionen oder Schutzzölle steht bei vielen dieser Verfahren Pate, und ein ernsthafter Konstruktionswille wird sich kaum verhehlen können, daß derartige Verfahren keinen Anspruch auf Dauer haben können. Man vergleiche damit nur die an dieser Stelle im November 1932 skizzierte neue Entwicklung der Dampftechnik, die nach größeren technischen Leitlinien, ganz unabhängig von wirtschaftlichen Konjunkturen, ihren Weg gehen wird.

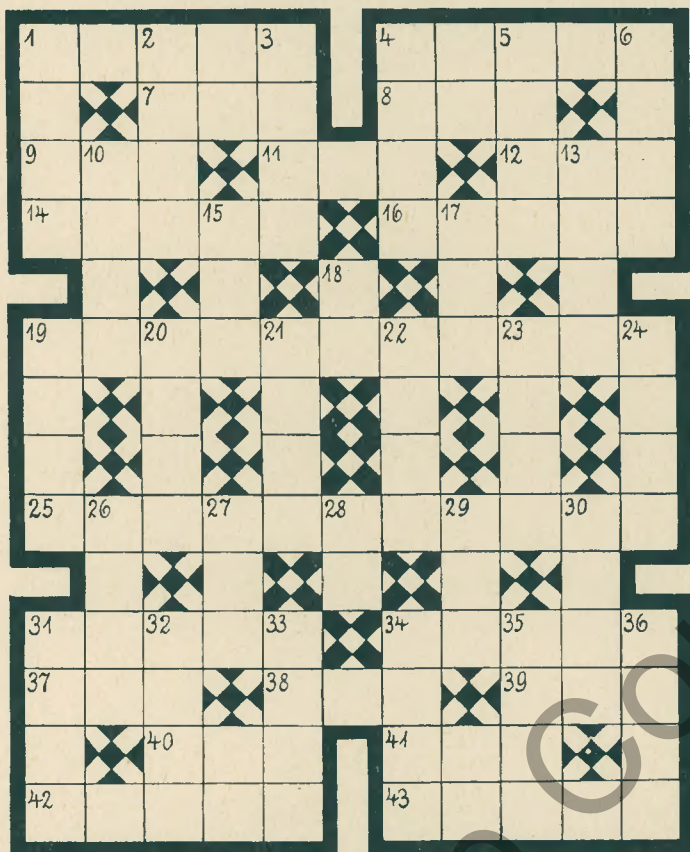
Gedankliche Einteilungen und Definitionen haben den unvermeidlichen Nachteil, daß sie dort Fäsuren anbringen, wo das Leben eine Fülle allmählicher Übergänge zeigt. So möchten wir wohl hoffen, daß ein Verfahren, das zunächst auch als Konjunkturgebunden und außerdem gebunden an besondere örtliche Verhältnisse erscheint, doch zu einem Fortschritt von Dauer ausgestaltet werden kann. Hängt doch davon möglicherweise der Wiederaufschwung des deutschen Eisenerzbaues im Siegerland und an der Lahn, die schwer um ihre Erhaltung kämpfen, ab. Hier werden nur verhältnismäßig arme Erze gewonnen, während das Ausland über sehr hochwertige Eisenerze verfügt. — Unter den Eisenerzen gibt es den sogenannten Magnetit, der seinen Namen trägt nach dem verhältnismäßig starken Magnetismus, der ihm innewohnt. Dieser reicht aus, um den Magnetit mit Hilfe von Magnetscheidern aufzubereiten und also anzureichern. Bei den erwähnten deutschen Eisenvorkommen spielt der Magnetit leider keine Rolle. Die Siegerländer Eisenerze sind nämlich Eisenspat, eine Verbindung von Eisenoxyd und Kohlen säure, die Erze von Lahn und Dill sind Roteisenstein von sehr geringer Magnetisierbarkeit. Versuche im Kaiser-Wilhelm-Institut für Eisenforschung in Düsseldorf haben nun aber ergeben, daß eine gemeinsame Röstung von beiden Erzen zu einer teilweisen Reduktion des Eisenoxyds in Roteisenstein durch die Kohlen säure des Eisenspates führt. Die Kohlen säure des Eisenspates muß sowieso durch Röstung entfernt werden. Man schlägt also zwei Fliegen mit einer Klappe und kommt auf diese Weise zu Erzen, die stark magnetisch sind. Es wäre sehr zu wünschen, die Vorteile dieser dadurch erleichterten Aufbereitung hinreichend groß zu machen, um dem deutschen Eisenerzvorkommen einen neuen Auftrieb zu lohnendem Abbau zu geben.

Wohl zu unterscheiden von den Variationen eines technischen Verfahrens sind die Verbesserungen, die durch die Pflanzenzüchtung erzielt werden. Aus Rußland und Schweden berichtet man von den ersten Erfolgen bei der Züchtung von frostbeständigen Kartoffelsorten. In Rußland hat man auch bei der Züchtung eines für das rauhe sibirische Klima geeigneten Weizens bereits gewisse Erfolge erzielt. Diese neuen ertragreicheren Pflanzensorten vermehren den Bestand erarbeiteter Werte, die eine Generation von Menschen der anderen vererbt, ebenso wie die Metalle, die durch ihre Gewinnung aus den Lagerstätten und Reduktion aus den Erzen ein für allemal auf ein höheres Niveau der Energie und der Verwertbarkeit gebracht worden sind. Insofern ist jede kommende Generation wirklich reicher als die vorige. Das ist gerade in Zeiten wirtschaftlicher Not, wie der gegenwärtigen, doch ein starker Trost.

Suktor.

Der Nussknocker

Kreuzworträtsel.



a) Waagerecht: 1. Reihe. 4. Päpstliche Krone. 7. Universum. 8. Schwäbisches Gebirge. 9. Klostervorsteher. 11. Trinkstube. 12. Australischer Kasuar. 14. Sächsische Stadt an der Elbe. 16. Nebenfluß der Weser. 19. Preussische Provinz und Stadt. 25. Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg. 31. Haustier. 34. Russischer See. 37. Waldtier. 38. Schwimmvogel (Laucher). 39. Wurfspiel. 40. Europäische Hauptstadt. 41. Heilige Verbindung. 42. Deutscher Dichter. 43. Kreisförmige Scheibe zur Bewegung von Lasten.

b) Senkrecht: 1. Nebenfluß der Mosel. 2. Teilzahlung. 3. Italienische Insel. 4. Verpackungsgewicht. 5. Sohn Adams. 6. Asiatischer Fluß. 10. Alkoholischer Getränk. 13. Großes Gewässer. 15. Galizischer Fluß. 17. Ferment im Kälbermagen. 18. Eisen, chemisches Zeichen. 19. Thüringische Musikerfamilie. 20. Alter Stand. 21. Brettspiel. 22. Frucht. 23. Hauptstadt der Mongolei. 24. Besuch. 26. Vierhänder. 27. Chemisches Element. 28. Rhenium, chemisches Zeichen. 29. Erdart. 30. Früheres Oberhaupt von Venedig. 31. Stadt an der Moldau. 32. Drama von Sudermann. 33. Watterschuß. 34. Zufluß der Aller. 35. Ringelwurm. 36. Lied der Oper.

*

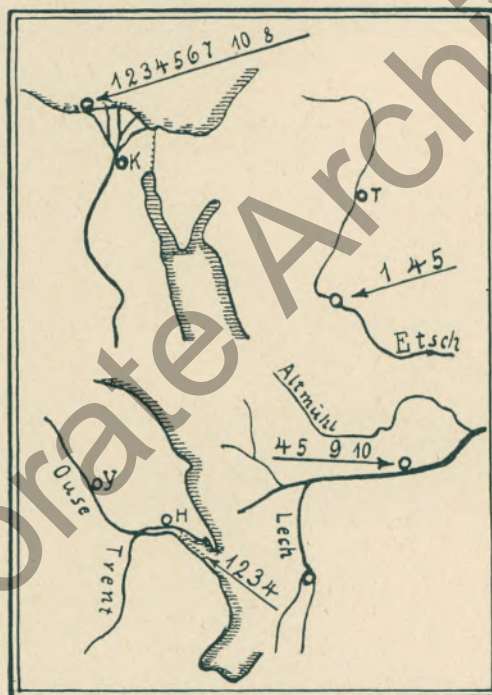
Doppelworträtsel.

Spaßmacher – Kanister – Flieder – Kleeheu – Besitztum – Staudamm – Trompete – Tonfilm – Schnabel – Mirabelle.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Wort versteckt. Die Anfangsbuchstaben dieser kleineren Wörter nennen im Zusammenhang eine Oper von Pfitzner.

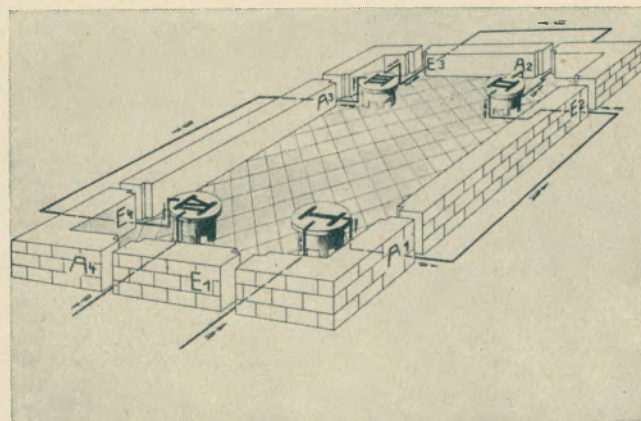
*

Geographisches Formenrätsel.



Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen geben die Buchstaben der Namen an, die, in der angegebenen Reihenfolge zusammengestellt, den Begründer der physikalischen Erdkunde nennen sollen.

*



Denkaufgabe: Die Spielhölle.

Beim jedesmaligen Eintritt in einen Spielsaal hat jemand als Eintrittsgeld 1 Reichsmark zu bezahlen. Beim Verlassen des Saales hat er für Garderobe und Bedienung jedesmal die Hälfte des Eintrittsgeldes zu entrichten. In obestehendem Bild sind die Eingänge des Saales mit E₁, E₂, E₃ und E₄, die Ausgänge desselben mit A₁ bis A₄ bezeichnet. An jedem der vier Spieltische verliert der Besucher die Hälfte seines augenblicklichen Bargeldes derart, daß er vor dem Verlassen des Saales nur noch halb soviel Geld besitzt, als ihm nach Eintritt in den Saal zur Verfügung stand. Als der Besucher beim endgültigen Verlassen des Spielsaales beim Ausgang A₄ zum letztenmal für Garderobe und Bedienung die Hälfte des Eintrittsgeldes entrichtet, hat er sein mitgebrachtes Bargeld vollständig ausgegeben. Welchen Geldbetrag hatte er vor Betreten des Spielsaales bei sich?

Karree-Rätsel.

Gefestlich geschütt.

	1	2	3	4	5	6	7	8	
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35	36	37	38
39	40	41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56	57	58
59	60	61	62	63	64	65	66	67	68

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 68 fortlaufend gelesen, ergeben ein Goethewort.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Richterspruch	24	3	17	2	22	38
2. Südfrucht	12	5	36	34	10	
3. Ritterliche Waffe	1	14	45	18	6	
4. Griechischer Gott	41	21	47	7		
5. Brettspiel	20	8	9	13	25	15
6. Oper von Wagner	11	55	28	37	62	22
7. Jahreszeit	27	36	52	42	35	16
8. Nebenfluß des Rheins	56	39	49	50	33	19
9. Trauerspiel von Shakespeare	26	23	4	46	30	40
10. Zeitabschnitt	44	61	51	58	53	43
11. Niederschlag	29	48	68	54	65	
12. Weiße Ameise (in den Tropen)	63	57	31	32	55	66
13. Englische Bierorte	67	59	64			

Silbenrätsel.

Aus den Silben: an - burg - by - chi - dan - de - de - dun - dui - e - er - sam - sun - gal - i - in - len - log - mu - na - ni - o - ron - saß - son - stadt - su - tai - te - ter - the - til - va - wei - sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort von Goethe ergeben. Die Wörter bedeuten (h ist ein Buchstabe):

1. Italienischer Dichter.
2. Westindische Inselgruppe.
3. Stadt am Adriatischen Meer.
4. Stadt in Hessen.
5. Schloss.
6. Ostasiatisches Land.
7. Wirbelwind.
8. Nordische Göttin.
9. Italienischer Naturforscher.
10. Arztinstrument.
11. Gottesgelehrter.
12. Planet.
13. Englischer Dichter.
14. Australischer Vogel.
15. Stadt im Rheinland.

Lösungen aus dem Februarheft.

Geheimschiffrätsel.

Rühmt immer, Deutschlands Söhne,
was schön sei, nah und weit,
doch haltet hoch das Schöne,
das euch die Heimat beut.

Gungl.

Schlüssel: 1. Schiller. 2. Donau. 3. Württemberg. 4. Löwe.

*

Kreuzwortsilbenrätsel.

- Wagerecht: 2. Arosa. 4. Ode. 5. Kabe. 7. Ader. 9. Lama.
11. Yfere. 13. Legato. 15. Germane. 17. Lineal. 19. Senator.
Senkrecht: 1. Nero. 2. Ade. 3. Sara. 4. Oder. 6. Beta. 7. Adele.
8. Rose. 10. Marine. 11. Jto. 12. Reger. 14. Garonne. 16. Madonna.
17. Libanon. 13. Alwine. 19. Serie. 20. Tornado.

*

Rätselwabe.

1. Karoline.
2. Bismarck.
3. Marathon.
4. Langente.
5. Herkules.
6. Breisgau.
7. Limonade.
8. Kastell.
9. Kalender.
10. Dagobert.
11. Brentano.
12. Steinach.
13. Bernhard.
14. Hurrikan.
15. Niensburg.
16. Bruchsal.

*

Silbenrätsel.

Die Silben ergeben: 1. Lausanne. 2. Elba. 3. Ilmenau. 4. Chef.
5. Laufend. 6. Ellipse. 7. Revolver. 8. Leibniz. 9. Narau. 10. Edison.
11. Sarkophag. 12. Sage. 13. Talith. 14. Sahara. 15. Insel. 16. Chronist.
17. Erde. 18. Indien. 19. Norma. 20. Esel. 21. Ganges.
22. Laterne. 23. Uri. 24. Eisenbahn. 25. Hamburg. 26. Erbe. 27. Margileh.
28. Dame. 29. Emilia Galotti. 30. Radium. 31. Ostern.
32. Haiti. 33. Lurus.
„Leichter läßt sich eine glühende Kohle auf der Zunge halten als ein Geheimnis.“ (Sokrates.)

*

Weitverbreitet.

Der Buchstabe i.

Die Preisträger

im

Lichtbildwettbewerb: Der schöne Teutoburger Wald.

Das unter dem Vorsitz von Direktor Dr. H. Poensgen zusammengetretene Preisgericht hat nachfolgende Entscheidung gefällt:

1. Preis (30 RM.): „Schattiger Winkel“ von L. Heneaux (Bergbaugruppe Hamborn);
2. „ (20 „ „): „Empfangsbereit“ von A. Schürmann, Essen;
3. „ (15 „ „): „Abenddämmerung“ von L. Heneaux (Bergbaugruppe Hamborn);
4. „ (15 „ „): „Waldeinsamkeit“ von L. Heneaux (Bergbaugruppe Hamborn);
5. „ (15 „ „): „Sonntagstafel im Heim“ von R. Haarmann (Bergbaugruppe Dortmund);
6. „ (15 „ „): „Bauernhaus zwischen Hollunderbäumen“ von Ernst Reinhard, Mülheim;
7. „ (15 „ „): „Sonne am Weg“ von L. Heneaux (Bergbaugruppe Hamborn);
8. „ (15 „ „): „Alter Herren-Weg“ von R. Haarmann (Bergbaugruppe Dortmund);
9. „ (15 „ „): „Der Heidebauer“ von Ernst Reinhard, Mülheim;
10. „ (15 „ „): „Zahmes Reh“ von A. Schürmann, Essen.

Bücherpreise erhielten: Rose Hueck, Bielefeld; A. Müller, Essen; Frau Erna Reinhard, Mülheim.

Auch für das Jahr 1933 wird ein Lichtbildwettbewerb unter dem Kennwort „Der schöne Teutoburger Wald“ ausgeschrieben. Die näheren Bedingungen enthält im Auszug das Aprilheft der Zeitschrift „Das Werk“. Der genaue Wortlaut der Ausschreibung ist ab 15. April durch die Schriftleitung, Düsseldorf, Breite Straße 69, oder die Verwaltung des Teutoburger Wald-Erholungsheimes, Bielefeld, zu beziehen.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat eingefangenen Spottvögel

Inskrift in einem kleinen sächsischen Café: „Schimpfen Sie nicht auf den Kaffee . . . eines Tages werden auch Sie alt und schwach sein!“
(Die Woche.)

„Wer von euch hat gut achtgegeben? Was ist es, das uns immer wieder zusammenhält, das uns besser macht, als wir von Natur aus sind?“ —
„Das Korsett, Fräulein Lindemann.“
(Frankfurter Illustrierte.)

„Herr Krause, was halten Sie von der Kultur des Barock?“ —

„Meinen Sie geschäftlich, oder nur so?“

(Frankfurter Illustrierte.)

„Hat der alte Schmidt eigentlich viel hinterlassen?“ —
„Das glaube ich nicht. Seine Verwandten verkehren noch alle miteinander.“

(Frankfurter Illustrierte.)

Die Kase hat das Fleisch fürs Mittagessen gegessen, worüber die kleine Elli sehr ungehalten ist, da es jetzt nur Eier gibt, die sie nicht mag.

Als man nun bei Tisch sitzt, fragt die Mutter:

„Nun, Elli, wird denn heute nicht gebetet?“

„Nein“, sagt Klein-Elli energisch, „die Kase soll beten, die hat ja auch das Fleisch gegessen.“

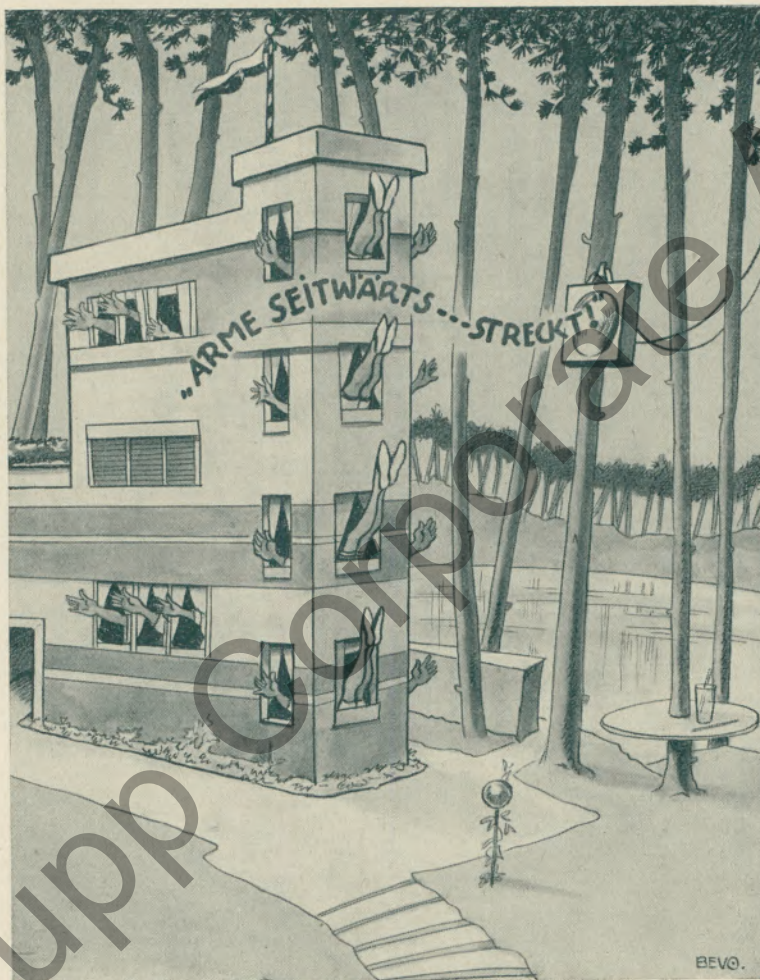
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Ungewollte Wirkung.

Der Herr Landgerichts- direktor vertrat in der großen öffentlichen Verhandlung mit Eifer den Standpunkt, daß ein Angeklagter noch nicht unglaubwürdig zu nennen sei, wenn er irrtümlich falsche Angaben gemacht habe.

„Meine Herren“, führte er zum Beweise seiner Darlegungen aus, „ich selber zum Beispiel habe heute morgen mit größter Bestimmtheit angenommen, meine Uhr zu mir gesteckt zu haben, und erst vor kurzem fiel mir ein, daß ich sie zu Hause auf dem Nachttisch habe liegen lassen.“ —

„Lieber Richard“, empfing ihn am Nachmittag seine Frau, „was war das heute für eine Lauferei wegen deiner Uhr? Wohl vier Personen waren hier, um sie abzuholen, und alle wußten sogar genau die Stelle, an der sie liegt. Natürlich habe ich sie nur dem ersten von ihnen ausändigen können!“
(Wochenschau.)



Frühlingswehen.

Zeichnung von Bert Vogler.

„Nun, Kinder, was haben wohl Adam und Eva gedacht, als sie aus dem Paradies vertrieben waren und der Engel mit dem Flammenschwert vor dem Lore stand?“ —

„Wenn er weg ist, geh'n wir wieder rein.“

(Frankfurter Illustrierte.)

Das Wunder.

„Könntest du mir wohl hundert Mark pumpen?“

„Aber gewiß doch, mein lieber Neunauge, kannst du haben. Hier bitte!“

Neunauge ließ den Hundertmarkschein verschwinden und meinte vorsichtig: „Ich möchte dir doch empfehlen, bei Gelegenheit einen Nervenarzt aufzusuchen!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Entschuldigen Sie, Herr Schulte,“ stottert die neue Stenotypistin, als der Chef einen Brief heruntergerasselt hat, „wie sagten Sie zwischen ‚Sehr geehrter Herr‘ und ‚Hochachtungsvoll‘?“

(Blätter vom Hause Henkel.)

Mister F., einer der reichsten Bankiers von Newyork, gab eine Gesellschaft. Ehe er aber mit einer der großen Schmugglerfirmen über den zu liefernden Alkohol abschloß, ließ er sich eine Probe schicken. Denn er hatte seine Erfahrungen nicht umsonst gemacht. Die Probe wanderte zum Apotheker zur Analyse. Bereits am anderen Morgen hatte er das Ergebnis: „Sir, ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihr Pferd leider zuckerkrank ist.“
(Die Woche.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4.40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives